



Weihnachtsmeditation

Der unberechenbare Gott: Die Versuchungen der Weihnacht – Gott läßt sich nicht festlegen – «Seinem Freund gibt er es im Schlaf» – Die Enttäuschung durch Gott – Wir möchten Gott herrlicher und mächtiger haben – Das Eigentliche ist nicht vorweisbar – Gott weist uns in die Alltäglichkeit zurück – Unser eigentliches Weihnachtslied – Das Lied einer Revolution – Der Geist der Menschwerdung Christi ist auch der Geist der Menschwerdung des Menschen – Ein neues Leben mit gänzlich neuen Wegen – Wir bleiben Gottsucher.

Wir kommentieren

Die Technik des Meinungs-austausches («Gruppendynamik»): Wir sind in Gefahr, die Einheit des Wissens zu verlieren – Gedankenaustausch und Diskussion sind die Voraussetzung des Weiterbestehens der Menschheit – Einheit in der Verschiedenheit – Eine gemeinsame Denkarbeit wird verlangt – Ihre methodische Gestaltung – Die «Gruppendynamik» als Wissenschaft, Technik und innere Haltung.

Zehnter Konzilsbericht

Brief aus Rom von Mario Galli: Es kam anders als gedacht – Die Gewaltmärsche der theologischen Kommission waren vergeblich – Das Schema über die Ökumene: Überraschend breite Zustimmung zur Generallinie – Manchen hat es einfach den Atem verschlagen – Zwei Mißverständnisse – Rätsel um das Kapitel über die religiöse Freiheit – Interventionen beim Papst? – Die Schlußfeier: Die Botschaft an die «Priester» fiel ins Wasser – Die Konstitution über die Liturgie – Ein Musterbeispiel konziliarer Arbeit – Das Gegenbeispiel: Das Dekret über die Massenmedien – Bischöfe sind keine Perfektionisten – Die Promulgationsformel – Der Papst der Nuancen – Die Papstrede: Hinweise und Anspielungen – Die Pilgerfahrt ins Heilige Land als Symbol.

Ökumene

Die Begegnung der Konfessionen:

Der neue Wille zur Einheit – Prinzipien der Begegnung: Einheit in der *Wahrheit* – Wir dürfen das Credo nicht verdünnen – Es braucht aber die Weite der Wahrheit – Die Wirklichkeit ist immer reicher als ein Satz – Hierarchie der

Heilswahrheiten – Das Eingeständnis eigener Fehler – Anerkennung der Werte beim ändern – Die Kirche bedarf der «intellektuellen Demut» – Einheit in der *Liebe* – Die goldene Regel – Das Klima ist noch nicht überall gut – Geduldige und opferbereite Liebe ist nötig – Wege der ökumenischen Arbeit: Es geht alle Christen an – Das Gebet füreinander und miteinander – Zusammenarbeit in der Welt – Das Gespräch des Glaubens – Das Konzil pflügt ein Neues.

Mission

Missionarische Ausbildung: Schulung des ganzen Menschen (ein Bericht aus Holland): Vorbereitung auf die Missionsvölker – Sprachstudium – medizinische Missionshilfe – Journalistik – Theologische Neuorientierung.

Kommunismus

Kommunistische Moral in Not: Die Verfehlung von Vadim S. – Die Grundlagen der kommunistischen Moral – Vadims Fall paßt nicht in das Schema – Moral ohne Gott – Die Religion ist noch nicht tot.

DER UNBERECHENBARE GOTT

Weihnacht ist das Fest, das uns wieder zum Bewußtsein bringt: Gott ist anders; er kennt keine Gewöhnung; seine Wege sind immer neu; er ist jung; er kommt zu uns, wie er will. Somit feiern wir an Weihnachten auch das Fest der Unberechenbarkeit Gottes. Nicht nur in der Weihnachtsnacht, auch später, nach seiner Auferstehung, ist der Herr stets so erschienen, daß wir ihn mit einem andern verwechseln konnten: als Gärtner, als Wanderer, als Hungeriger, als Mann am Ufer. Daß Gott anders zu uns kommt, als wir ihn erwarten, daß seine Wege sich nicht vorausberechnen lassen, kann eine Bedrohung sein für den gottsuchenden Menschen. Wie kühn und selbstüberwindend mußte der Glaube jener gewesen sein, die zum ersten Mal vor einem Kind im Stroh niederknieten und in ihm Gott anbeteten! In diesem Zusammenhang möchten wir über ein Thema nachdenken, das in den Weihnachtsbetrachtungen fast nie vorkommt oder nur am Rande erwähnt wird, über die Versuchungen der Weihnacht.

Die erste Versuchung der Weihnacht heißt: Gott läßt sich nicht festlegen. Die Unberechenbarkeit Gottes macht, daß der Mensch ihn nie in seine Gewalt bringen, ihn nie so festhalten kann, wie er ihn haben möchte. Gott entzieht sich immerfort unserem Zugriff. Er läßt sich nicht einfangen in Regeln, Systeme und Methoden. Selbst die Heiligen sind nur zu oft dieser Versuchung erlegen: Sie wollten immer wieder Gott zwingen

durch die Anhäufung ihrer Vorkehrungen, durch die große Summe ihrer Gebetsworte, durch die langen Zeiten, die sie mit ihrem Grübeln erfüllten. Sie verlangten oft danach, Gottes Nähe; sein Wort, seine Offenbarung allzeit zur Verfügung zu haben, seine Tröstungen, sein Licht, seine spürbare Gnade dauernd zu fühlen. Gott hat sie eines Besseren belehrt. Zwar soll der Mensch durch Gebet, Selbstüberwindung und vor allem durch schlichte Güte im Alltag die Wege Gottes bereiten. Er soll Hügel eibnen und Täler ausfüllen. Aber: Ob Gott dann diese ihm vorbereiteten Wege betritt, ob er die festlich geschmückte Tür oder eine andere wählt, das liegt allein bei ihm. Deshalb ist das eigentliche Tun, die letzte Haltung der Heiligkeit: ein Bereitsein, ein Ausharren, ein Auftun der Seele, ein Ausbreiten der Arme. Gott gibt seine Gegenwart, wo und wann und wie er will. Der Römerbrief drückt diese Dimension menschlicher Gottbeziehung unmißverständlich aus: «Ich werde mich dessen erbarmen, dessen ich mich erbarme, und mit dem Mitleid haben, mit dem ich Mitleid habe. Also nicht auf das Wollen noch auf das Laufen kommt es an, sondern auf den sich erbarmenden Gott». Die gleiche Haltung fand im Psalm 127 (126) ihren überwältigenden Ausdruck: «Wenn Jahwe nicht das Haus baut, mühen sich umsonst, die daran bauen. Wenn Jahwe nicht die Stadt behütet, späht umsonst der Wächter aus. Umsonst ist es auch,

daß ihr früh euch erhebt und spät euch niedersetzt, und esset der harten Mühsal Brot: Er gibt es seinem Freund im Schlaf». Noch am ehesten läßt sich die unberechenbare, nicht festlegbare Ankunft Gottes durch das wesenhafte Schweigen, durch die Stille vorbereiten. Deshalb heißt es auch in der Weihnachtsmesse: «Tiefes Schweigen hielt alles umfassen, die Nacht hatte in ihrem Lauf die Mitte ihres Weges erreicht, da kam, Herr, aus dem Himmel, vom Königsthron herab dein allmächtiges Wort». Der Apostolische Vater Ignatius, zweiter Nachfolger Petri auf dem antiochenischen Bischofsstuhl, nannte in seinem Brief an die Magnesier Christus «das aus dem Schweigen hervorgegangene Wort». Schon die Heiden erahnten diese Zusammenhänge: Die urechte Haltung des Geistes ist – so sagte Heraklit – ein «Hinhorchen auf die Wahrheit der Dinge», ein Stillwerden vor dem Geheimnis. In der Stille erfahren wir die immerwährende Neuheit Gottes. In ihr machen wir uns auf seine Unberechenbarkeit gefaßt.

Die zweite Versuchung der Weihnacht ist: Gott ist oft enttäuschend. Wie soll dieses kleine Kind die Welt mit fester Hand zügeln? Aber nicht nur in der Nacht seiner ersten Ankunft, sondern auch in seiner ganzen Weltregierung zeigt sich Gott scheinbar armselig und hilflos. Unser Gott ist nicht genügend leuchtend. Wir möchten ihn schöner, wunderbarer, mächtiger haben. Warum zeigt er seine Macht nicht deutlicher? Warum schont er die Schurken und läßt die Menschen guten Willens Attentaten zum Opfer fallen? Warum vergeudet er so viel kostbare Bemühung? Warum läßt er halbvollendete Werke in Trümmer fallen und fängt alles von vorne an? Gott ist offensichtlich der Welt nicht gewachsen. Merke aber: Der Mensch ist immer geneigt, enttäuscht zu sein durch das, was ihm das Teuerste ist, was er für immer liebgewonnen hat. Das Eigentliche hat nicht die Evidenz, die gleichsam dichte «Vorhandenheit» des Vordergründigen. Wir können nicht erwarten, daß das, was für uns leuchtend ist, für alle Menschen leuchtend werde, wie durch ein Wunder. Es ist dennoch schwer zu ertragen, daß das für uns Schöne nicht für alle Menschen schön ist. So wird der Mensch, selbst der heiligste, oft an dem irre, was ihm das Liebste ist: An seiner Mutter, an seiner Frau, an seinem Freund, an seinem Gott. Bemüht er sich aber, diese Versuchung zu überwinden – und das ist der wesenhafte Auftrag des Weihnachtsfestes an unser Christsein –, so bemerkt er, daß das Eigentliche nicht vorweisbar ist, daß es in dem Maße wächst, als unsere Hingabe reiner geworden ist. Vom Liebsten darf man nicht erwarten, daß es für alle lieb, vom Herrlichsten, daß es für alle Menschen herrlich sei. Es gibt eine letzte Tiefe menschlicher Existenz, wo das Geschenk ganz individuell wird, einmalig, nur für diesen einzigen Menschen gültig. Durch die überwundene Versuchung der «Enttäuschung durch Gott» vertieft sich die Welt geistig um uns herum, erschließt uns ihre wesenhaften Bezüge hinter der von allen erfassbaren Oberfläche. Jeder Vorstoß ins Eigentliche muß durch diese Versuchung der Enttäuschung hindurch.

Die dritte Versuchung der Weihnacht besteht darin, daß Gott uns in den Alltag zurückweist. Das hat er getan, indem er ein Kind wurde und einfachen Menschen untertan war. Religiöse Eigentlichkeit und Hochmut können im menschlichen Wesen dicht nebeneinander existieren. In den echt religiösen Erfahrungen wird der Geist fühliger, heller und weiter. Die Grenzen des eigenen Seins dehnen sich aus. Eine Höhe des Daseins wird erreicht, die zugleich die Höhe der Welt ist. Das Gemüt schwebt über einem leuchtenden Abgrund. Die ganze Welt erscheint in solchen Momenten als klein und kümmerlich. Der Geist ragt ins Andere, ins Unbekannte hinein, über alles Weltliche hinaus. Ein mächtiges Kraftgefühl und eine Herrschergröße erwachen in ihm. Von diesen Höhen der Welt muß der christlich religiöse Mensch zurückkehren in die Kümmerlichkeit der kleinen Leute, in die Frömmigkeit des Alltags, wohin sein menschengewordener, kindgewordener Gott ihn ruft. Damit hat die Weihnacht die ganze menschliche Religiosität umge-

worfen. Von nun an vollzieht sich Größe immer in einem Vergessen und Nichtbeachten der eigenen Größe, in der Überwindung des Hochmuts. Die Größe sucht sich von nun an nur in jenen Menschen Wohnung, die wissen, daß sie nichts sind, die eines Tages ihrer selbst, ihrer eigenen Herrlichkeit überdrüssig werden. Es besteht von nun an eine enge, unauflösliche Verbindung zwischen Verzicht auf Größe und echter menschlicher Größe, oder, mit anderen Worten ausgedrückt, zwischen Opfer und Freude. Das erscheint widerspruchsvoll, wie das, was im Augenblick geschieht, in dem eine Mutter ihrem Kind das Leben schenkt. Daß Opfer und Freude eine Einheit bilden, daß man sich nur durch das Geben bereichert, daß man verzichten muß, um wirklich groß zu werden, das ist eine Wahrheit, die man zwar erfährt, aber nicht beweisen kann. Diese Unbeweisbarkeit der letzten Grundlagen menschlicher Wesentlichkeit bildet die mächtigste Versuchung unseres Christseins. Nur eine bis ans Ende des Lebens bestandene Versuchung kann die Einsicht bringen: Wer sich groß macht, wird erniedrigt, und wer sich erniedrigt, wird erhoben. Es ist fast unmöglich, diese feinsten Bezüge der Welt des Herzens mit treffenden Worten auszudrücken. Das Lied Mariens – unser eigentlichstes Weihnachtslied – verstand es: «Macht hat er geübt mit seinem Arm und zerstreut, die stolzen Herzens sind. Herrscher hat er vom Thron gestürzt, Niedrige aber erhoben. Hungernde hat er mit Gütern erfüllt, Reiche gehen lassen mit leeren Händen». Wer nicht wüßte, woher dieses Lied stammt, könnte meinen, es sei das Lied einer Revolution. Und es ist wirklich ein Lied der Revolution, der Revolution der Weihnacht.

Der Geist der Menschwerdung, der Geist der Weihnacht heißt also schlicht und dicht: «Er war in göttlicher Gestalt und wollte doch nicht gewaltsam an seiner Gottheit festhalten. Er gab sich vielmehr hin, nahm Knechtsgestalt an und war den Menschen gleich. In seiner ganzen Erscheinung als Mensch erfunden, entäußerte er sich selbst und war gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuze». Hier wurde unserem Christsein ein Weg gewiesen: Selbstlosigkeit, Selbstentäußerung ist die Vorbedingung christlicher Selbstwerdung. Der Mensch findet sein eigentlichstes Wesen, indem er sich dahingibt. Darin bewahrt er sich selbst und erlangt Vollendung. Der Mensch kann sich nur «halten», indem er den Griff seiner Selbstsucht lockert. Das Menschliche Sein ist wesenhaft auf eine Ekstase hin gebaut: Es findet sich nur dadurch, daß es sich «aussetzt». Je mehr sich der Mensch an sich selbst klammert, desto weniger ist er «er selbst», desto weniger ist er ein Mensch. Der Geist der Menschwerdung Christi ist also auch der Geist der Menschwerdung des Menschen. Sperrt sich der Mensch in seinem eigenen Ich ein, so findet er sich selbst leer und ohne Verheißung. Somit schließt die Selbstwerdung des Menschen (und die Menschwerdung Gottes) in letzter Analyse den Tod ein. Erst im Tode wird der Mensch nämlich dermaßen «von sich genommen», daß er fähig ist – wenn er dieses Vonsichgenommensein frei bejaht –, vollendet demütig zu sein, das heißt, das vollendete Sein zu erreichen, indem er sich vollends verschenkt. Deshalb faßt Paulus die Menschwerdung Christi als einen «Gehorsam bis zum Tod» auf. Wer aber – in unserer Heilsordnung – Tod sagt, meint zugleich Auferstehung. So ist der Weg dieses kindgewordenen Gottes von der «Gesinnung der Menschwerdung» her bereits vorgezeichnet. Er wird der gestorbene und der auferstandene Gott sein. Wir erahnen nun, welche unsagbare Belastung und zugleich welche Verheißung die Weihnacht für uns ist.

Zusammenfassend können und müssen wir sagen: In der Tat der Menschwerdung hat Gott eine neue Ordnung erschaffen. Eine Ordnung, in der das bewußt bejahte Kleinsein zur Vollendung führt. Gott hat uns in eine Bewegung der Selbstlösung hineingerissen, in eine Selbstlösung, aus der – durch die Hinnahme des Todes – die Auferstehung hervorgehen wird. Dabei mußte Gott alle unsere Systeme und Ahnungen umwerfen. Er mußte uns der Gefahr der Unberechenbarkeit,

der Enttäuschung und der Alltäglichkeit aussetzen. Erst darin wird das in sich einrollende menschliche Ich aufgebrochen auf eine ewige Erfüllung hin.

Eine letzte Andeutung noch: Selbst wenn wir diese letzten Zusammenhänge begriffen haben – und wenn es uns gelang, so war es die Gnade der Weihnacht –, dürfen wir nicht meinen, das Letzte erfaßt zu haben, vom Letzten erfaßt zu sein. Es war nur eine Etappe auf dem endlosen Weg, auf dem Weg unseres grenzenlosen Hineinschreitens ins Geheimnis. Das Begreifen ist immer nur der Anfang eines noch größeren Begreifens. Gott werden wir immer nur nachstürmen. Ihn, seine Gedanken holen wir nie ein. Mag das jetzt auf der Ebene unserer irdischen Existenz als Not erscheinen, es ist in Wirklichkeit die Voraussetzung grenzenlosen Glücks. Wir bleiben ewige Gottsucher.

KOMMENTAR

Randbemerkungen zur Frage der «Gruppendynamik»

Geistige Auseinandersetzung ist eine wesentliche Vollzugsform menschlichen Existierens. Wo Menschen zusammenleben, gibt es Meinungsverschiedenheiten und folgerichtig auch Diskussionen. Das war immer schon so. Neu ist aber, daß Gedankenaustausch und Diskussion Voraussetzung des Weiterbestehens der Menschheit geworden sind. Heute werden wir vom Leben dazu gezwungen, unsere Meinungen und Gedanken in stets wachsendem Maß zu konfrontieren. Dies aber vornehmlich aus drei Gründen.

► *Isolierung.* Die Menschen müssen heute neu und «planmäßig» zusammengeführt werden. Die von der Menschheit zu bewältigenden Aufgaben werden immer differenzierter. Dies fordert Fachleistung und Spezialisierung. Somit wird aber der einzelne Mensch in seiner Arbeit zunehmend isoliert. Er kommt nur schwer in Kontakt mit Menschen anderer Spezialgebiete. Wir finden eine ähnliche Situation in der Wissenschaft und Forschung vor: Das menschliche Wissen kann nur vertieft werden, indem sich die Wissenschaftler auf eng begrenzte Fachgebiete konzentrieren. «Wir sind in Gefahr, die Einheit des Wissens zu verlieren» – klagte bereits vor Jahren der kanadische Professor Vincent Massey. Unsere großstädtische Gesellschaft bringt eine wachsende Einsamkeit mit sich. Die räumliche Nähe in der Großstadt verursacht eine seelische Entfremdung. Unsere Arbeit, unser Wissen und unser gesellschaftliches Sein streben also immer mehr auseinander.

► *Beunruhigung.* Die Entwicklung der Menschheit scheint sich immer mehr zu beschleunigen. Diese Tatsache bewirkt, daß der heutige Mensch der Frage nach dem Schicksal der Menschheit nicht mehr ausweichen kann. Welcher Zukunft gehen wir entgegen? Was wird aus uns, wenn wir die von uns freigesetzten Kräfte nicht mehr zu kontrollieren vermögen? Was geschieht, wenn die Menschen voneinander innerlich sich immer mehr entfernen? In welchem Zeitalter leben wir heute, wenn es wahr ist – wie Guardini behauptet –, daß wir die Möglichkeiten der «Neuzeit» bereits zu Ende gelebt haben? Wird die wachsende Zersplitterung der Geister in einem Chaos, in einer Panik enden? Können wir noch auf eine menschenwürdige Zukunft hoffen? Ist die Zukunft der Menschheit ein zwar aufregendes, aber dennoch auswegloses Abenteuer? All diese beunruhigenden Fragen müssen von einzelnen gründlich durchdacht und die verschiedenen Ansichten einander gegenübergestellt werden.

► *Hoffnung.* Die große Trennungslinie in der Menschheit – sagt Pierre Teilhard de Chardin – verläuft heute nicht mehr zwischen Kapitalisten und Sozialisten oder zwischen Materialisten und Spiritualisten, sondern zwischen Menschen, die auf eine Zukunft hoffen und jenen, für die die Zukunft nichts mehr bedeutet. Die Geister scheiden sich heute an der Frage der Zu-

Darin ist der Gang der morgenländischen Weisen ein Symbol sowohl unserer irdischen Existenz als auch unserer himmlischen Erfüllung. Wir suchen Gott, um ihn zu finden, während unseres irdischen Lebens. Wir suchen Gott, nachdem wir ihn fanden, in der ewigen Seligkeit. Damit man ihn suche, um ihn zu finden, ist er unermesslich. Das ist die Struktur des geschöpflichen Werdens zu Gott, eines Werdens, das seinem Wesen nach nie ein Ende hat. In diesem Geist knien wir vor unserem kleingewordenen Gott nieder, verstummend vor seinem Geheimnis. Vielleicht erhalten wir von ihm, wie die Weisen aus dem Morgenland, die Weisung, «auf einem anderen Weg» in unser Land, in die Welt der Alltäglichkeit zurückzukehren. Denn: Wer einmal von diesem Gott ergriffen wurde, wer in ihm sein Heil erschaut hat, dem hat ein neues Leben mit gänzlich neuen Wegen begonnen. *L.B.*

kunft. Wir sind überhaupt von dem Problem beherrscht, ob die Geschichte noch einen Ausweg hat. Alle Antworten der Vergangenheit müssen heute in bezug auf die Frage der Zukunft neu durchdacht werden. Diese «Arbeit an der Zukunft» wird vor allem von Menschen, die der Soziologe Schumpeter zur Schicht der sogenannten Tertiärfunktionen rechnet, hauptsächlich von Philosophen, Soziologen und Fachleuten in den Fragen der Religion, geleistet. Ihre Ansichten über Sinn und Ziel der Geschichte sind zwischen Hoffnung und Angst geteilt. Es ist bemerkenswert, daß die «Vertreter der Hoffnung» ihre Zuversicht nicht auf hervorragende Individuen und auf ihre außerordentlichen Leistungen setzen, sondern auf die Zusammenarbeit von Individuen, Völkern und Völkergemeinschaften. Sie erwarten die Lösung der Probleme der Zukunft von einer Vergemeinschaftung, also von einem Zusammenstreben und Zusammenwachsen der vorgegebenen Einheiten. Gemeinschaftlichkeit und Geistigkeit sind für sie eng miteinander verbundene Begriffe. Die Hoffnung liegt in der Einheit, in einer Einheit aber, die fest in der Verschiedenheit begründet ist.

Demnach würde die Lösung der Frage der Zukunft nicht so sehr von den Überlegungen einzelner Denker und Wissenschaftler abhängen, als von der Zusammenarbeit verschiedenster Fachleute, vom Zusammendenken der Einzelansichten. Die Zeit des einsamen und persönlichen Denkens ist zwar nicht vorüber, es ist aber unumgänglich (weil lebensnotwendig) geworden, die einsam errungenen Einsichten miteinander zu verbinden. Die Epoche der Diskussion ist erst heute richtig angebrochen. Es wird von uns eine gemeinsame Denkarbeit in allen entscheidenden Fragen der Menschheit verlangt.

Je bedeutender der Gegenstand solcher gemeinsamer Auseinandersetzungen ist, desto mehr werden schnelle, wirksame, sachgemäße und nuancierte Lösungen gefordert. Das besagt aber, daß die gemeinsame Denkarbeit methodisch zu gestalten ist: die Lösung darf nicht dem Zufall, der Improvisierung und der augenblicklichen Eingebung überlassen werden.

Die zwei Beispiele der kürzlich in den Vereinigten Staaten veröffentlichten Broschüre «Two Lessons in Group Dynamics» sind sehr überzeugend:

Eine Erzieherkommission wurde beauftragt, Vorschläge zur Änderung des Studienprogramms zu erarbeiten; die einzelnen Mitglieder der Kommission waren so sehr darauf bedacht, ihre Ansichten durchzusetzen, sie monologisch darzulegen, daß nach einer Woche anstrengender Arbeit noch keine Beschlüsse gefaßt wurden; am Ende mußte das ganze Problem einer Sonderkommission überwiesen werden.

Eine Expertengruppe sollte die neue amerikanische Politik in Fragen der Atomenergie entwerfen; der Auftrag war sehr wichtig und dringend; ein Mißerfolg der Beratungen konnte nicht in Kauf genommen werden; deshalb setzte die Kommission wöchentlich je einen Tag für die Regelung der Diskussionsordnung und der Prozedurfragen ein. Schon ziemlich bald gelangte der Ausschuß zu brauchbaren Resultaten.

Aus ähnlichen Erfahrungen und Überlegungen erwuchs in den Vereinigten Staaten vor etwa dreißig Jahren die sogenannte

«Gruppendynamik». Zuerst war sie nur eine therapeutische Methode, die in psychiatrischen Kliniken ihre Anwendung fand. Nach und nach entdeckte man aber ihre universale Gültigkeit und fing an – besonders während des Zweiten Weltkrieges –, sie als Technik des Meinungsaustausches bei den verschiedensten Arbeitssitzungen zu gebrauchen.

Heute bedeutet das Wort «Gruppendynamik» ein dreifaches:

- ▶ sie ist eine Wissenschaft: die Psychologie der Gruppen;
- ▶ sie ist eine Technik: die Methode der Zusammenarbeit innerhalb von Gruppen; sie garantiert die höchstmögliche Wirksamkeit der Teamarbeit;

BRIEF AUS ROM

Nichts von allem, was ich Ihnen als Überfülle der Arbeit das letzte Mal schilderte, ist geschehen. Die Sessio ist zu Ende und weder über das schöne Kapitel der religiösen Freiheit noch über das Kapitel von den Juden wurde abgestimmt. Das Marienkapitel kam nicht mehr an die Öffentlichkeit und auch nicht die Bischofskonferenzen. Die Gewaltmärsche der theologischen Kommission, um das erste Kapitel des Kirchenschemas noch fertig zu stellen, waren vergeblich, es kam nicht mehr ins Konzil zurück. Ganz knapp fand die Aussprache über die drei ersten Kapitel des Ökumeneschemas ihren Abschluß.

Das Schema über die Ökumene

Ich kann jetzt auf diese Aussprache nicht näher eingehen, obwohl es sich lohnen möchte. Ich setze Ihnen nur das Urteil von P. Hirschmann über diese Disceptatio vor, die Ihnen einen allgemeinen Eindruck vermittelt. Er sagt: «Die Diskussion brachte eine Überraschung: Zunächst den über Erwartungen breiten Konsens einer großen Mehrheit zur Generallinie. Dann: die schwierigen Fragen – der Name «Kirche» für nicht-katholische Gemeinschaften; die gegenseitigen Teilnahmemöglichkeiten an Gebet und Gottesdienst; die organisierte Zusammenarbeit nicht nur der einzelnen Christen, sondern auch der Gemeinschaften im Angehen gemeinsamer Aufgaben der Christenheit in Kirche und Welt; die Uniatenfrage; die Frage des Unterschiedes von Ostkirchen und Reformationen im katholischen Ökumenismus bis zur Frage eines eigentlichen Unionskonzils und seiner praktischen Vorbereitung – diese schwierigen Fragen wurden in einer Weise angegangen, die jedem, der in diesem ökumenischen Gespräch seit Jahren drin steht und seine Tücken kennt, der die Diskussion dieses Punktes auch im Zusammenhang mit dem Konzil gründlich verfolgte, einfach den Atem verschlagen mußte. Wie beim Liturgiereform-Entwurf, so zeigte sich auch hier offensichtlich, welche Wandlung mit vielen Bischöfen, ja Bischofsgruppen sich auf dem Konzil vollzieht. Sicherlich wird der Ertrag dieses Prozesses sich noch nicht allseits im endgültigen Dekrettext fest niederschlagen. Aber er wird sich zeigen in der Intensität, Differenziertheit und Konkretetheit des durch das Konzil eingeleiteten ökumenischen Gesprächs und der ökumenischen Zusammenarbeit. Sie wird zweifellos auch die übrige ökumenische Arbeit in der Welt entscheidend beeinflussen.»

Zwei Mißverständnisse

Ein paar Glossen dazu: Der Titel wird wohl geändert werden, weil er viele Gegner fand. In Wahrheit war er nicht schlecht. Das Sekretariat für die Einheit wollte mit den ersten drei Kapiteln die Stellung umreißen, welche die katholische Kirche gegenüber der heutigen «Ökumenischen Bewegung», die durch alle christlichen Kirchen geht, einnimmt. Es wendet sich an Katholiken und sucht ihnen das echt christliche Anliegen die-

▶ sie ist eine innere Haltung: der «demokratische Geist», welcher einerseits jeder Person innerhalb der Gruppe ihre persönliche Eigenart zusichert, andererseits aber die Verantwortungen zu verteilen weiß, daß aus den Individuen eine funktionsfähige Ganzheit entsteht.

Für jene, die an eine Zukunft der Menschheit glauben, stellt die «Gruppendynamik» ein außerordentlich brauchbares Arbeitsinstrument dar.¹

Jean-Marie Aubry

¹ Über die hier angeschnittene Frage unterrichtet der 38. Band der Rowohlt-Enzyklopädie: P. R. Hofstätter, *Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie*.

ser Bewegung klar zu machen und daraus praktische Schlüsse zu ziehen. Nun aber faßten viele den Titel als eine Art überzeitliche «Wahrheit» auf, die also praktisch mit der Sendung der Kirche zu allen Menschen zusammenfällt. Damit würde das Schema zu einem Lehrdekret über ihren missionarischen Charakter. Gewiß, auch das hätte seinen Sinn, und da man die Kirche heute nicht mehr von der übrigen Welt abschließen kann, da man außerdem sich nicht mehr auf äußere weltliche Mächte stützen kann, ist es gewiß durchaus notwendig, sich einzig auf die Methoden und Wege der Missionierung zu stützen, die Christus selbst angewandt hat. So gesehen, passen dann alle die anderen Christen, die Juden, die Weltreligionen, die Atheisten in das Schema hinein. Der Relator des Gesamtschemas, Kardinal Cigognani hat deshalb diese Auffassung von Ökumene (= weltweiter Missionsauftrag) seinem Bericht zugrunde gelegt.

Die «anderen» Christen hingegen begingen einen anderen Irrtum. Sie glaubten, das Schema richte sich an sie. Es stelle bereits ökumenische Gespräche dar. Deshalb kritisierten sie, daß die unterscheidenden Lehren der katholischen Kirche zu wenig betont werden. Sie sagten: «Das Schema spricht viel zu gut von uns. Es erwähnt das Papsttum nur beiläufig, und so weiter.» In einem ehrlichen Gespräch müssen die trennenden Punkte gut sichtbar sein, sonst erweckt es Mißtrauen. Sie kritisierten ferner, daß die katholische Kirche sich in den Mittelpunkt des ökumenischen Gesprächs stelle und die anderen Christen nach dem größeren oder kleineren Abstand zu ihr messe. Kardinal Bea erwiderte, daß man das Schema ebenso wie das Sekretariat «zur größeren Einheit unter den Christen» nennen werde und es mit einem Vorwort versehen wolle, in dem deutlich gesagt werde, daß es sich um pastorale Ermahnungen an Katholiken handle. Damit dürften beide Mißverständnisse beseitigt sein.

Dann hat freilich das Kapitel über die Juden an dieser Stelle keinerlei Sinn mehr. Es fängt heute schon – im Sinn der Relatio Cigognani – mit einer Erwähnung aller nichtchristlichen Religionen an. Wollte man diese Sicht weiter beibehalten, dann müßte man es, wie ich schon letztes Mal schrieb, ausbauen zu einem weltweiten Schema, wobei die Juden an erster Stelle stünden.

Rätsel um das Kapitel über die religiöse Freiheit
Wo das Kapitel über die religiöse Freiheit schließlich untergebracht wird, kann jetzt noch niemand sagen. Soweit ich sehe, wird man es als Einleitung für das Schema zur Förderung der Einheit der Christen umbauen. Die meisten Väter schienen dieser Ansicht zuzuneigen.

Inzwischen haben sich um dieses Kapitel wahre Dramen abgespielt. Es scheint, daß vor der Grundabstimmung über die drei ersten Kapitel dem Sekretariat versprochen worden war, auch die Kapitel vier und fünf würden noch in dieser Sessio der Grundabstimmung unterworfen. Da die Generalausprache über alle fünf Kapitel ja bereits abgeschlossen war, hätte das

keine eigene Debatte mehr erfordert. Es mußte nur abgestimmt werden, ob man die Vorlagen als «Verhandlungsgrundlage» annehmen wolle. Eine solche Abstimmung erfordert zehn Minuten in der Generalversammlung. Sie fand trotzdem nicht statt. Kardinal Bea erklärte: «Einzig aus Zeitnot» sei das geschehen. In seiner schriftlichen Erklärung, wie sie dem Pressebüro übermittelt wurde, fehlt dieses «einzig aus Zeitnot». Tatsächlich aber sagte das der Kardinal und sogar zweimal. Man wird annehmen können, daß er dazu eine eigene Weisung in letzter Minute erhalten hat.

Schon Tage zuvor hörte man von Interventionen beim Papst von zwei Seiten:

Erstens von politischen und finanziellen Mächten, die befürchten, daß der neuen italienischen Regierung nur eine kurze Lebensdauer vergönnt sei. Neuwahlen wären die Folge. Gerade weil viele – wenn auch zu unrecht – der Ansicht huldigen, das Rundschreiben Johannes' XXIII. «Pacem in terris» habe sich auf die letzten Wahlen schlecht ausgewirkt, gewinnt die Annahme an Kraft, auch dieses Dekret, das ganz auf «Pacem in terris» fußt, werde schlechte Folgen bei einer Wahl nach sich ziehen. Tatsächlich besteht in Italien die Gefahr eines Chaos. Es wäre durchaus verständlich, wenn Paul VI. den Vorwurf, dazu auch nur indirekt beigetragen zu haben, vermeiden wollte.

Zweitens hat sich inzwischen nun doch eine Gruppe von Bischöfen herausgebildet, die das Kapitel aus theologischen Gründen unannehmbar findet. Es scheint sich um Italiener und Spanier zu handeln. Sie sagen, zumal alle Zitate Pius XII. seien eindeutig verfälscht. Pius XII. habe von der «Toleranz» gesprochen und nicht von der «religiösen Freiheit». Toleranz bedeute eine «Duldung» in gewissen besonderen Verhältnissen, sie gebe aber niemals dem irrenden Gewissen ein «Recht». Das Schema hingegen drehe die Aussagen des Papstes so, als habe der Mensch ganz allgemein und immer grundsätzlich das «Recht», seinem ehrlichen Gewissen zu folgen, auch dort, wo es irrig sei. Nun denn, sicher haben diese Bischöfe ein Recht, diese ihre Ansicht dem Konzil einzureichen, auch wenn sie irrig sein sollte. Sie folgen damit ihrem Gewissen ... Wie auch immer, das Schema wird noch zu vielen Debatten Anlaß geben. Ob es in der nächsten Sessio noch in der gleichen Gestalt wie heute vorgelegt wird, oder ob es eine mehr oder minder große Umarbeitung erfährt? Hören Sie nochmals P. Hirschmann, S. J.: «Ist es nötig, hier eine Grundsatzdiskussion auf dem Konzil zu entfesseln, die vielleicht das, worauf es ankommt, eher erschwert: nämlich das von der Kirche erhoffte Wort, daß die katholische Kirche weder fordert noch daß sie erwartet, daß irgend eine Instanz zu ihren Gunsten Nichtkatholiken oder nichtkatholische Gemeinschaften schlechter behandelt als Katholiken und die katholische Kirche, oder in Glaubens- und Bekenntnisfragen physischen oder moralischen Zwang ausübt?» Da wäre also viel Wasser in den Wein gegossen, und die Erwartung vieler – zum Teil jedenfalls – enttäuscht. Immerhin wäre auch eine solche Erklärung ohne Zweifel ein Fortschritt.

Mißt man dieser zweiten Gruppe das größere Gewicht zu, dann erklärt sich vieles. Kardinal Bea konnte dann durchaus auf Zeitnot verweisen. Denn so schnell konnte er das Schema gewiß nicht im Sinne P. Hirschmanns umbauen.

Ich weiß nicht, ob das der Grund war, weshalb der Papst in seiner Schlußansprache, obwohl er sonst alle Schemata, die in Bearbeitung sind und die in dieser Sessio behandelt wurden, aufzählte, sich über das «ökumenische» Schema völlig auschwieg. Damit aber komme ich zum zweiten Teil meines Berichtes.

Die Schlußfeier

In der Schlußfeier muß ich an erster Stelle eine Botschaft erwähnen, die geplant war, aber nicht erlassen wurde. Wenn

Sie die Aussprache über die Bischöfe anläßlich des Schemas verfolgt haben, ist Ihnen sicher nicht entgangen, daß damals von verschiedenen Vätern darauf hingewiesen wurde, daß die «Priester» zu kurz kämen. Man sprach von den Bischöfen, von den Laien, von den Ordensleuten, und zeigte die Funktion eines jeden dieser Stände in ekklesiologischer Sicht auf. Aber die «Priester» wurden kaum erwähnt, so daß ein Bischof bemerkte: «Ich fürchte, dieses Konzil wird in die Geschichte eingehen als das der Bischöfe, wie das Erste Vatikanische Konzil bekannt ist als das des Papstes. Dann wird ein Drittes Vatikanisches Konzil das der Priester sein müssen», und der Bischof Emmanuel von Speyer sagte läunig: «Es wird sich kaum vermeiden lassen, daß einige Priester – wenn sie den Band des Dekretes über die Bischöfe sehen – ironisch bemerken werden: ‚Nimis honorificati sunt ... nimis est confortatus principatus eorum‘ (Ps. 130, 17) (Allzusehr sind sie geehrt worden ... allzusehr ist ihre Herrschaft befestigt worden).» Dem also wollte man durch eine «Botschaft» an die Priester abhelfen, die bei der Schlußfeier des Konzils verlesen werden sollte. Der Gedanke scheint von einigen französischen Bischöfen ausgegangen zu sein, und als ihr Verfasser wird der Bischof Renard von Versailles genannt. Die Botschaft umfaßt sechs Seiten, ist aber in einem Ton geschrieben, der die Ironie der «einigen Priester», von denen Emmanuel sprach, nur noch stärker herausgefordert hätte. Die Bischöfe wiesen sie daher zurück, und sie kam nicht zur Verlesung. Ich finde das deshalb erwähnenswert, weil es zeigt, wie sich inzwischen doch ein gewisses Stilgefühl durchgesetzt hat, das ein Dekret, welches vor der Sessio vermutlich noch anstandslos durchgegangen wäre, heute als nicht mehr tragbar empfindet. Worin das besteht, läßt sich schwer beschreiben. Es geht jedenfalls um jene pastorale Sprache, die dem heutigen Menschen entspricht und nicht an frühere Feudalherren gemahnt.

Das Liturgieschema

Der erste feierliche Akt des Konzils war – nach der choraliter von allen (Bischöfen und Volk) gesungenen Messe – die feierliche Schlußabstimmung über die beiden inzwischen verbesserten Vorlagen der ersten Sessio. In der Liturgieabstimmung gab es nur noch vier Gegenstimmen. Denken Sie an die wilden Auseinandersetzungen im letzten Jahr und an die noch erregteren Auftritte zur Zeit der vorbereitenden Kommissionen! Wenn Sie sich das vor Augen halten, dann werden Sie mir zustimmen, daß wir hier geradezu ein Musterbeispiel konziliarer Arbeit vor uns haben. Die Kommission wurde dann auch als leuchtendes Vorbild vom Generalsekretär hingestellt. Fragen wir nach den tieferen Gründen dieses Erfolges. Ich zähle nicht alle günstigen Umstände auf, die hier zusammentrafen. Nur zwei will ich erwähnen. Erstens: die Kommission bestand fast ausschließlich aus wirklichen Fachleuten, was leider nicht in allen Kommissionen der Fall ist. Zweitens: die Kommission arbeitete nach einem System, das es tatsächlich allen Mitgliedern erlaubte, an den Arbeiten wirklich teilzunehmen, auch wenn sie in noch so entfernten Ländern sich befanden! Die heutige Technik bietet diese Möglichkeit, aber sie wird keineswegs von allen Kommissionen ausgeschöpft. Denken Sie etwa an die Kommission für die Regierung der Diözesen, die bis zu dieser Sessio nicht nur nie zusammentrat, sondern auch lediglich durch eine kleine Gruppe römischer Experten alle Arbeiten ausführen ließ, was die allgemeine Unzufriedenheit der Bischöfe mit der Vorlage zur Folge hatte.

Das Dekret über die publizistischen Mittel

Das Gegenbeispiel war die zweite feierliche Verabschiedung. Sie betraf das Dekret über die publizistischen Mittel. Freilich war hier nicht nur der Mangel an wirklichen Fachleuten zu bemerken, es war auch die jeweils ungünstige Zeit, in der das Schema den Konzilsvätern vorgelegt wurde, daran schuld, daß hier nichts Befriedigendes zustande kam. Selbst P. Hirsch-

mann gibt zu: «Es wäre wohl den Beteiligten mehr gedient gewesen, hätte man von Anfang an dieses Thema etwas ernster genommen». Nun, das kann geschehen. Auch Bischöfe haben ihre schwachen Stunden. Was aber erstaunt, ist folgendes: Als in dieser Sessio – sehr spät allerdings – der Protest gegen das Schema rege wurde, als eine Eingabe mit der Unterschrift von vier Kardinälen und über 100 Bischöfen an die Kommission ging, die darum bat, das Schema doch (was übrigens schon in der ersten Sessio verlangt worden war) mehr auf die Rechte des Menschen und den Dienst der Kirche abzustellen als umgekehrt auf die Rechte der Kirche und die Gehorsamspflicht der Christen, da wurde diese Eingabe einfach aus rein formalistischen Gründen nicht berücksichtigt. Als aber umgekehrt die Gegner des Schemas schwere Formfehler in der Abwicklung der Abstimmungen geltend machten, wurde ihnen die Richtigkeit dieser Klage zwar bestätigt, die Fehler aber wurden nicht bereinigt. Das Ganze zeigt eine erschreckende Geringschätzung eines an sich wichtigen Themas. Gewiß, es geht hier nicht um Fragen, die sich mit den anderen Themen dieser Sessio auf gleiche Stufe stellen ließen, aber die Bedeutung dieser die Meinung der Massen teils zum Ausdruck bringenden, teils beeinflussenden Mittel ist heute doch so groß, daß sie nicht einfach so nebenbei behandelt und verabschiedet werden sollten. Es gereicht dem Konzil zur Ehre, daß von den Vätern immerhin fast 200 auch in der feierlichen Schlußabstimmung dem Schema ihre Zustimmung versagten. Die große Mehrheit begnügte sich mit dem Gedanken, daß es besser sei, etwas immerhin Gutes zu dieser Frage gesagt zu haben. Man mag darin etwas Tröstliches finden, daß unsere Bischöfe keine Perfektionisten sind und das Konzil nicht zu lang hinausziehen wollen. Von hier fällt für die Öffentlichkeit ein Licht auf die große Tragweite jener anderen Fragen, die eben lange Zeit beansprucht, und die dem Nichttheologen vielleicht weniger bedeutsam erscheinen.

Die Promulgationsformel

Fast unbeachtet blieb in der Feier eine kleine Neuerung in der Promulgationsformel der Schemata. Ich wußte schon vorher davon und lauschte deshalb mit angespannter Aufmerksamkeit. Tatsächlich, Paul VI. gebrauchte nicht die von der Geschäftsordnung vorgesehene Formel, die deutlich zwei getrennte Vorgänge besagt: Hier die Väter, welchen die Schemata «gefallen», dort der Papst, der sie mit der Zustimmung des Konzils «beschließt», «erläßt» und «sanktioniert» (*decernimus, statuimus atque sancimus*). Jetzt heißt die Formel: «Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters und Sohnes und Heiligen Geistes haben die eben in diesem heiligen und universalen, legitim versammelten Zweiten Vatikanischen Konzil verlesenen Dekrete den Vätern gefallen. Auch wir, kraft der uns von Christus verliehenen Gewalt, billigen, beschließen und erlassen zusammen mit den Vätern im Heiligen Geist diese Dekrete und befahlen, daß sie so, wie sie vom Konzil (synodaliter) erlassen wurden, zur Ehre Gottes veröffentlicht werden.» Konnte es in der früheren Formel noch so scheinen, als ob alle eigentliche Regierungsgewalt nur vom Papst allein ausgehe, macht die neue Formel es ganz deutlich, daß auch die Väter – gewiß zusammen mit dem Papst – eine eigentliche höchste Gewalt ausüben. Man kann nicht sagen, daß darin der Sache nach etwas ausgesagt wird, was über die bisher allgemein angenommene katholische Lehre hinausgehen würde. Trotzdem ist diese christliche Markierung der Kollegialität von Papst und Bischöfen ein deutliches Ergebnis der Konzilsdebatten. Eigentlich, so muß man sagen, ist damit der Kollegialitätsanspruch der Bischöfe klar, denn es wird niemand behaupten können, daß das physische Zusammensein im Konzil der Grund ihrer Gewalt ist. Er ist nur eine Bedingung äußerer Art, woraus sich ergibt, daß wenn diese Bedingung sich auch auf andere Weise erfüllen läßt, die gleiche Folgerung zu ziehen wäre. Es ist eigentlich erstaunlich, weshalb dieser sim-

ple Gedankengang manchen Vätern, wie dem Bischof Carli, dessen Broschüre über diese Fragen vor mir liegt, nicht ein- geht. Ich denke, der Papst wollte durch diese Nuance den saumseligen Denkern das Hölzle werfen, wie man sagt. Er tat es ein zweites Mal durch eine sehr deutliche Anspielung in seiner darauffolgenden Ansprache, welche von «schwerwiegenden Sentenzen» spricht, die am Konzil so gut wie festgelegt seien. Man kann dabei nur an die Abstimmung über die fünf Richtfragen der Moderatoren denken, die von einigen gewichtigen Vätern und unverbesserlichen Experten als nicht bindend angesehen werden! Ich glaube, man geht nicht fehl, wenn man diese Hinweise als Unzufriedenheit des Papstes mit der Haltung dieser «Unbeweglichen» ansieht. Jedenfalls gab mir ein dem Papst sehr nahestehender Mann diese Deutung.

Die Papstrede

Damit sind wir schon beim nächsten und letzten Akt: der Papstrede. Ich mache nur auf einige Punkte aufmerksam. Es war auffallend, daß Paul VI. bei den noch zu behandelnden und in Arbeit befindlichen Themen an erster Stelle von der göttlichen Offenbarung spricht. Es kann natürlich sein, daß er dabei nicht an das zurückgestellte (oder begrabene) Schema der ersten Sessio denkt, sondern an verschiedene Wünsche von Konzilsvätern in dieser Sessio, einen solchen Passus ins Kirchenschema einzufügen. Die Länge dieses Abschnittes in der Rede deutet allerdings nicht in diese Richtung. Hier liegt, will mir scheinen, ein Unterscheidungsmerkmal von Papst Johannes und Papst Paul. Der erste war rein pastoral; der zweite ist doch sehr stark wissenschaftlich ausgerichtet. Er betont, die Aussage müsse nach einer zweifachen Richtung gehen: einer defensiven, die das Glaubensgut gegen Irrtümer, Mißbräuche und Zweifel verteidigt, und einer direktiven, welche den biblischen, patristischen und theologischen Studien «jegliche gute Hilfe der modernen Wissenschaft» ange-deihen läßt. Der Ton liegt deutlich bei der zweiten Richtung, und es steht also zu erwarten, daß auf Wunsch des Papstes das Konzil hier noch ein wegweisendes Wort sprechen wird, das dem leidigen Bibelstreit zwischen päpstlichen Universitäten ein glückliches Ende setzt.

Erstaunlicherweise redet der Papst auch von einem Marienschema, obwohl doch das Konzil, allerdings knapp, sich dafür entschieden hat, dem Kirchenschema ein Marienkapitel anzufügen. Ob das ein Versehen ist? Manche meinen es. Ich möchte eher vermuten, daß der Papst an einen Ausgleich der beiden fast gleich großen Richtungen denkt. Dem Inhalt nach soll von Maria als der «Mutter der Kirche» im Anschluß an die Gesamthematik dieses Konzils gesprochen, der Form nach aber ein eigenes Schema erstellt werden. Freilich ist das keine bindende Weisung; es ist wieder nur ein Hinweis.

Sehen Sie, ich habe andernorts diesen Papst einen Papst der Nuancen, der klug abgewogenen und lang überlegten feinen Hinweise genannt. In gewissem Sinn setzt das seinen Vorgänger fort, der auch niemals dem Konzil seine Freiheit einschränken wollte. Und doch auch wieder nicht, denn des Papstes Johannes Äußerungen sprudelten spontan und ganz unmißverständlich aus ihm heraus; hier aber handelt es sich um zwar ebenso vitale Anliegen, die jedoch in ihrer Äußerung nur vom aufmerksamen Beobachter wahrgenommen werden. Ich möchte sagen, es sind fast scheue Zeichen, die leise und bittend um Einlaß flehen. Ob unsere etwas massive Zeit das verstehen wird? Ich denke, sie könnte es schon, denn sie ist ja nicht nur die Zeit der lauten Reklame, sie ist auch die Zeit der Psychologie, und – was mehr ist – ein Hang zur Mystik ist ihr eigen.

Damit bin ich beim letzten, beim Anhang der Papstrede: der Ankündigung der Palästina-reise. Ich will Ihnen ein Geheimnis

verraten. In der ersten Sessio saß Paul VI., damals Kardinal Montini, oft mit einer Gruppe von Bischöfen und Experten zusammen, von der viele Initiativen des Konzils ausgingen. Eines der beliebtesten Themen dieser Gruppe war die Frage nach den Symbolen. Unser Christentum ist gebaut auf Symbole, auf Zeichen, sichtbare, greifbare, das Erlebnis weckende Zeichen! Die Sakramente sind Zeichen, die ganze Kirche ist ein Zeichen! So sprachen sie auch von der Kirche des Dienens, die ein Zeichen der Liebe Christi sein müsse und doch so wenig ist. In dieser Gruppe saß auch ein Arbeiterpriester mit

BEGEGNUNG DER KONFESSIONEN

Das letzte Vermächtnis Jesu war die eindringliche Bitte um die Einheit. An der Einheit der Seinen in der Wahrheit und in der Liebe sollte «die Welt erkennen, daß der Vater seinen Sohn gesandt hat» (Joh. 17, 21). Jeder Geist der Spaltung steht daher im Widerspruch zum Geist Jesu, ist Versündigung am Leib Christi, der nur einer sein kann. Dieser Ungeist hat bis in die jüngste Gegenwart verheerendere Wirkungen gehabt als ein Galilei-Prozeß oder sonst ein Papstskandal. Noch vor kurzem haben einflußreiche Kräfte in Neuguinea erklärt, christliche Missionare seien unerwünscht, da sie doch immer uneins wären. Der zersetzende Atheismus – in seiner friedlichen und in seiner kämpfenden Form – bezog sein Gift nicht zuletzt aus dem häßlichen Streit der Christen. Aber diese Nichtchristen und Antichristen haben uns wenigstens den Dienst getan, daß die Sehnsucht nach der verlorenen Einheit in der Christenheit neu aufgebrochen ist wie nie zuvor. Wie lebendig dieser Wille, die Einheit wieder zu gewinnen, in allen Konfessionen bereits ist, hat das Ökumenische Konzil und das Echo in der nicht-katholischen Welt geoffenbart. In wenigen Jahren ist schon soviel möglich geworden, daß bei der Papstaudienz der nicht-katholischen Beobachter beide Seiten von einem wahren «Wunder» sprachen. Trotzdem stehen wir noch an einem ersten Anfang. Das Wort Ökumenismus war in seinem heutigen Sinn zur Zeit des Ersten Vatikanischen Konzils noch unbekannt. Das Zweite Vatikanum ist die erste Gelegenheit, bei der die Bischöfe der ganzen Welt ihre Erfahrungen beitragen und ein klares Programm für die Einheit der Kirche ausarbeiten können. Man war sich auf dem Konzil auch bewußt, daß man etwas Neues angeht, davon kein Konzil zuvor in diesem Sinn gehandelt hatte. Das meiste ist daher noch zu tun. Es stellt sich für jeden verantwortungsbewußten Christen die Frage: Was kann ich tun und wie kann ich es tun?

Daß überhaupt etwas zu tun ist, dürfte für den Christen kein Problem sein. Der Einwand gegen bewußte ökumenische Aktivität klingt zwar sehr fromm. Man sagt: Die Einheit ist Geschenk Gottes und nicht Werk des Menschen. Das stimmt gewiß. Aber wer nur das zu sagen weiß, der steht bereits unter dem Verdacht, am Werk der Einigung selber nicht besonders interessiert zu sein oder selber nicht mittun zu wollen. Gewiß ist alles Gnade und Geschenk, aber Geschenk, wie die jährliche Ernte auch Geschenk ist und trotzdem nicht ohne unzählige Schweißtropfen des Bauers heranwächst und in die Scheuern eingebracht wird. Wie sollte es der Gnade abträglich sein, wenn man sich mit der Gnade wirklich Mühe gibt? (Assmussen) Gott will «Mitarbeiter».

Prinzipien der Begegnung

Das umfassende Grundprinzip ökumenischen Handelns wird im Epheserbrief ausgesprochen, wo Paulus gerade im Blick auf die Einheit der Kirche sagt: «Wir sollen die Wahrheit in der Liebe tun, um in jeder Hinsicht hinanzuwachsen zu ihm, der das Haupt ist, Christus» (4, 15). Augustinus hat den gleichen Grundsatz mehr psychologisch – mit Blick auf die schon gespaltene Kirche – so formuliert: «Hasset den Irrtum, liebet den Irrenden.»

Namen Gauthier aus Dijon, der jetzt in Nazareth lebt und dort eine Kongregation der Gefährten Jesu des Zimmermanns gegründet hat. Dieser lud damals Montini ein, als einfacher Pilger – obwohl Kardinal – nach dem Heiligen Land zu wallfahren, als «Zeichen». Verstehen Sie von daher die jetzt angekündigte Wallfahrt? Sie soll nicht isoliert bleiben. Ein Symbol ruft dem andern. Das Konzil darf sich nicht in abstrakten und nicht in kalten Formulierungen erschöpfen; es muß Zeichen setzen, die erlebbar sind. Wieder eine Nuance. Wird sie verstanden werden?

M. v. Galli

Das erste Prinzip ökumenischen Handelns muß sein:

Einheit in der *Wahrheit* (unio veritatis).

Gott will, daß alle Menschen zur Wahrheit gelangen, schreibt der Evangelist (Joh. 17, 17). Wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht (Joh. 3, 21). Nur die Wahrheit kann uns freimachen (Joh. 8, 32). «Wir vermögen nichts gegen die Wahrheit, sondern nur für die Wahrheit», mahnt der Apostel (2 Kor. 13, 8). Wir dürfen also das Credo nicht verdünnen. Wir dürfen nichts unterschlagen, nichts vertuschen, nichts verkleistern. Das wäre letztlich schon neuer Unglaube und trüge den Keim der Spaltung in sich. Auch unsere getrennten Brüder denken so. Der anglikanische Bischof Charles Brent, ein Pionier der Ökumene und spätere Präsident der Kirchenkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung, sagte schon seinerzeit: «Wahrheit ist größer als Einheit. Wir suchen Wahrheit mit Einheit, wenn irgendwie möglich, aber Wahrheit um jeden Preis, selbst ohne Einheit, wenn es sein muß.» In einem Interview erklärte der jetzige Generalsekretär des lutherischen Weltbundes jüngstens: Die Verwirklichung der kirchlichen Einheit hat nur dann Aussicht, wenn sie sich unbedingt auf den Boden der Wahrheit stellt. Ein Einheitsstreben, das die Wahrheit beiseite ließe, würde zu einer scheinbaren Einheit gelangen. Schon Luther verfluchte die Liebe, die gelehrt wird auf Kosten des Glaubens (Galaterbriefkommentar 1535).

Aber es muß die ganze Weite der Wahrheit sein. Sie darf nicht durch pseudokonfessionelle Enge verkürzt oder verzerrt sein. Diese Gefahr besteht gerade in der konfessionellen Auseinandersetzung. Gegen eine auftauchende Häresie, gegen einen ketzerischen Satz mußte die Kirche immer mit einem Gegen-Satz antworten, der wohl in sich richtig war, wegen seiner Frontstellung aber oft nur einen Teilaspekt einer Glaubenswahrheit herauskehrte. Die aus der polemischen Situation herausgewachsene Bekenntnisformel betonte vielleicht den Unterschied pointierter als es der sachlichen Differenz entsprach. Spätere Generationen haben dann allzugern nur noch diesen einen Satz gesehen und ihn wie eine Waffe gegen den Gegner gebraucht. Er wurde vielleicht ein Schlagwort, das wie jedes Schlagwort ungerecht vereinfacht und die ursprüngliche Diskussion erst recht nicht mehr einfängt. Die Wirklichkeit ist immer reicher als es ein Satz aussprechen kann. Die Definition des Petrusamtes oder Papst-Primates wurde vielfach allzu isoliert betrachtet, so daß man meinen konnte, die Kirche bestehe im Papsttum, und zwar in einem Papsttum, das mehr an römischen Imperialismus erinnert als an ein Hirtenamt im Geiste Christi. Aus dem Konzilsbeschluß von 1870 folgte ein Bismarck, daß die Bischöfe nur noch Vikare, Funktionäre oder Beamte des Papstes seien. Es mußte eben ein Zweites Vatikanum kommen, um den andern Pfeiler des Spannungsbogens klar sichtbar zu machen oder – wie Kardinal Newman es ausdrückte – «das Schifflein Petri wieder in die richtige Lage zu bringen». Es mußte das Bischofsamt in seinem Wesen und in seinen Rechten aufzeigen und darstellen. Wenn das I. Vati-

kanische Konzil das Konzil des Papsttums würde, so wird das II. Vaticanum das Konzil des Bischofsamtes werden. Erst beide Elemente zusammen geben ein einigermaßen gültiges und abgerundetes Bild von der kirchlichen Hierarchie.

Dabei muß man noch bedenken, daß bei Verurteilungen von Lehrmeinungen oft gar nicht nachgeforscht wurde, ob nun dieser verworfene Satz von diesem oder jenem Autor genau so verfochten wurde. Wie mancher Theologe glaubt, daß das Konzil von Trient mit seinem Anathem der Heilsgewißheit genau die Heilsgewißheitslehre Luthers verurteilt hat. Er ahnt vielleicht nicht einmal mehr, daß ein Paul III., der Papst der ersten Konzilsperiode von Trient, auf eine Anfrage des Konzils die Weisung gab, sich nicht darauf festzulegen, ob dieser oder jener Irrtum wirklich Luther oder einem der andern Reformatoren zuzuschreiben sei. Eine solche Feststellung würde eine gründliche Beschäftigung mit der Lehre der Reformatoren fordern, für die das Konzil keine hinreichende Zeit hätte. Es sollte lediglich das katholische Glaubensbewußtsein klarer herausgearbeitet und verbindlich erklärt werden. Tatsächlich hat das Konzil dann auch Abstand genommen, dogmatisch darzutun, was die Reformatoren wirklich gelehrt haben. So darf der heutige Theologe durchaus legitim die Frage neu aufwerfen, ob zum Beispiel Luthers Lehre von der Heilsgewißheit wirklich getroffen und damit verurteilt ist. Man folgt den gerade aufregenden Ausführungen des Dominikanerpaters Stephanus Pfürtnner zu dieser Frage mit ständig wachsender Spannung, wenn er in seinem Büchlein «Luther und Thomas im Gespräch» (Kerle-Verlag) zum Ergebnis hintendiert, daß die Verschiedenheit in der Frage der Heilsgewißheit nicht die «kerygmatische Substanz betrifft, sondern in der Art des theologischen Redens und in einer geschichtlich bedingten Akzentsetzung zu suchen ist» (168f.), daß im übrigen aber eine kontinuierliche Linie von Thomas zu Luther läuft.

Das wachere Geschichtsbewußtsein von heute und die genauere Erkenntnis der Dogmengeschichte lehrt uns, daß der eine Glaube sehr verschieden formuliert werden kann. Man denke nur an östliche und westliche Trinitätstheologie. Biblische und scholastische Theologie brauchen für die gleiche Sache sehr verschiedene Worte. Die moderne Geschichtsforschung stellt fest, daß bereits schon in der ersten Zeit der Reformation eine sehr verschiedene Sprache geführt wurde. Man redete schon vielfach aneinander vorbei. Die nachfolgenden Jahrhunderte haben die Sprachverwirrung noch vergrößert. Es ist eines der dringlichsten Aufgaben des ökumenischen Gesprächs, eine gemeinsame Klaviatur der Begriffe zu schaffen. Vorläufig kommen wir nicht um die Mühe herum, das zu tun, was der Methodistenbischof Dr. Fred Pierce Corson neulich bei der Verleihung des Ehrendoktors durch die katholische(!) S. Josephs-Universität von Philadelphia gefordert hat: «Wir müssen gleichsam mit dem Kopf der andern denken, wenn wir das aussprechen, was in unserer Gedankenwelt ist.»

Wir Christen dürfen auch nicht dem Fehler erliegen, theologische Meinungen wie ein Dogma gegen den andern ins Feld zu führen. Die Gefahr besteht schon bei Theologen, aber sie ist noch größer beim Laien, der in seinem Katechismus manche theologische Schulmeinung gelernt hat und sie fälschlicherweise wie einen Glaubenssatz betrachtet. Man muß sich darum im ökumenischen Dialog stets fragen, was bindet uns eigentlich. Wie viele Mauern sind aufgetürmt worden, von denen wir bekennen müssen, daß sie das Werk des Menschen sind, die aber trotzdem – oder gerade darum? – so unüberwindlich scheinen.

Überhaupt müssen wir schon in der Offenbarungswahrheit Wesentliches und Unwesentliches, Fundamentales und weniger Fundamentales unterscheiden, oder vielleicht richtiger gesagt, wir müssen die Proportionen wahren, die Akzente richtig setzen. Es gibt auch eine Hierarchie der Heilswahrheiten. Heiligenverehrung ist nicht so wesentlich wie Christusverehrung. Christusverehrung ist heilsnotwendig, Heiligen-

verehrung nicht. Eucharistische Frömmigkeit ist nicht so zentral wie die Anbetung der Dreifaltigkeit. In diesem Zusammenhang erklärte Bischof Pancrazio von Goerz in seiner Verlautbarung zum Konzilsentwurf über den «Ökumenismus»: Alle Unterschiede zwischen den getrennten Christen betreffen nicht die wesentlichen Wahrheiten des Glaubens wie Christus, Erlösung, Gnade, sondern nur die Mittel zum Heil wie etwa die Sakramente und die Struktur der Kirche, die nur bis zum Ende dieser Welt Gültigkeit haben. Es müsse daher im Entwurf viel deutlicher die schon bestehende Einheit aller Christen hervortreten, die als die Familie Gottes alle wesentlichen Wahrheiten gemeinsam bekennt.

Zur Wahrheit gehört dann weiter die Gewissenhaftigkeit in der Darstellung und Beurteilung der fremden Glaubensüberzeugung. Das setzt wiederum das ernste Bemühen voraus, die Glaubenshaltung der Gegenseite zu verstehen, ihre Gründe und Motive, ihre eigentlichen Herzensanliegen zu erfassen und zu würdigen. Schon Pius XI. beklagte in einer Ansprache an Universitätsstudenten, daß es auch bei Katholiken manchmal an der richtigen Einschätzung der getrennten Brüder fehlt, weil es an Kenntnis fehlt. Es ist endlich an der Zeit, auf eine oberflächliche Darstellung des andern Standpunktes zu verzichten. Allzulange hat man eine Karikatur voneinander gezeichnet. Die katholische Polemik sah weithin im Protestantismus nur Abfall von der Kirche, in der Reformation sah sie nur Revolution, in der Leugnung der kirchlichen Lehrgewalt nur den Zerfall in zahllose Sekten und Konventikel. Andererseits sah der Protestant im Katholizismus nur Werkgerechtigkeit, Priesterherrschaft, Marienkult, Sakramentenmagie, päpstliche Machtentfaltung und kirchlichen Eroberungswillen. Dabei müßte bedacht werden, daß man auch nicht eine überholte Zeit- und Kampfsituation zum Ausgangspunkt der heutigen Auseinandersetzung nehmen und alte Rechnungen präsentieren darf. Der Protestantismus hat seine Entwicklung durchgemacht. Luther oder Calvin oder Zwingli sind für die heutigen Protestanten auch nur eine Stufe in der Wahrheitskenntnis gewesen, nicht schon das Ende. Ebenso ist der heutige Katholizismus nicht mehr der Katholizismus der Reformationszeit. Vor Jahren hat ein lutherischer Bischof geschrieben, Luther würde wahrscheinlich staunen, wenn er den heutigen Katholizismus sähe.

Eine ernste Bemühung um die Wahrheit würde bald zu zwei Dingen führen.

► Einerseits zum Eingeständnis eigener Fehler und Mängel. Auch eine nur oberflächliche Betrachtung der Reformationszeit wird uns bald belehren, daß die konkrete Kirche sich schwere Versäumnisse zuschulden kommen ließ. Das Hirten-schreiben der deutschen Bischöfe zum Konzil hat es offen ausgesprochen: «Wir fühlen uns gedrängt, ein Confiteor in der Verbundenheit mit unseren Vorfahren zu sprechen.» Es gab und gibt aber in der Kirche nicht nur ein Versagen im Leben, indem man im Widerspruch zur eigenen Lehre handelt, es gibt auch immer wieder ein Versagen im Bereich der Wahrheit selber. Wenn wir auch der Kirche in ihrer eigentlichen apostolischen Verkündigung die Unfehlbarkeit oder Irrtumslosigkeit zusprechen, so heißt das nicht, daß im gelebten Glauben und in der konkreten Verkündigung nicht einseitige Entwicklungen möglich sind, daß gewisse Wahrheiten verblassen, sozusagen ins Unterbewußte hinabsinken, während andere Teilwahrheiten überhöht und überspitzt in den Vordergrund gerückt werden. Im Ernst wird doch niemand der Meinung sein, seine Kirche sei zu irgendeiner Zeit vollkommen an Haupt und Gliedern, sei in der Verkündigung und Verwirklichung der Offenbarung frei von zeitgeschichtlichen Einseitigkeiten. Wer vor dem Konzil dieser Meinung war, ist wohl durch den bisherigen Verlauf des Konzils bereits eines Besseren belehrt worden.

► Andererseits wird das Ernstnehmen der Wahrheit uns auch zur Anerkennung der Werte beim andern führen. Man wird nicht nur viel Gemeinsames, das der andere gleichsam

als Erbe aus der Mutterkirche mitgenommen hat, entdecken. Man wird feststellen können, daß die mitgenommene Wahrheit auch beim ändern Früchte brachte, ja, daß sie in mancher Hinsicht vielleicht sogar herrlichere Früchte zeitigte.

Luther hat gewiß nicht als erster die Bibel hinter der Bank hervorgeholt. Als Gutenberg die Buchdruckerkunst erfand, hat er die Bibel gedruckt. Die Bibel war das meistgedruckte und damit offenbar auch das meistgelesene Buch. Man zählt von 1461 bis zur ersten Ausgabe des Neuen Testaments durch Luther im Jahre 1522 14 hochdeutsche und vier niederdeutsche Druckausgaben. Gepflegt wurde die Bibellesung gerade in Klöstern. Luther selber gesteht in den Tischreden seinem Freund Joh. Faber: «Ich habe viel gelesen die Bibel, weil ich ein Mönch war.» Als Doktor wurde er auf die Bibel verpflichtet. Der Zug zur Bibel lag damals in der Zeit. Zeuge dafür ist Erasmus und der ganze Humanismus mit der Devise: «Zurück zu den Quellen!» Aber dadurch, daß Luther die Bibel als die Quelle seines Glaubens proklamierte, sie als die der «Herrschaft allein würdige Kaiserin» verehrte und dazu noch eine musterhafte, unübertroffene deutsche Übersetzung schuf, gewann die Bibel eine bis dahin nicht dagewesene Verbreitung. Die Beschäftigung mit ihr, das liebende Versenken in das Gotteswort, erreichte eine Intensität, wie sie vorher, vor allem und gerade beim gewöhnlichen Volk, kaum bekannt war. Es ist zweifellos ein Verdienst der Reformation, daß die Bibel das Hausbuch weiter Teile des christlichen Volkes wurde und das geistige und kulturelle Leben maßgebend gestaltete. Wenn der deutschsprachige Katholizismus ein etwas anderes Gesicht zeigt als der südländische, dann danken wir das nicht zuletzt dem Einfluß eines evangelisch-biblichen Christentums.

Mit dem Ruf nach der Freiheit des Gewissens hat die Reformation ein tiefes Anliegen der Botschaft Christi gehört. Luthers Kampf gegen die Last des Gesetzes in seinen verschiedenen Formen zielte auf etwas zentral Christliches. Von dieser festen Burg der Freiheit aus hat die evangelische Christenheit die Verantwortung des einzelnen viel stärker zum Bewußtsein gebracht als die katholische Welt. Die starke Betonung der innersten Freiheit für den immer neuen Anruf Gottes hat dem evangelischen Christen eine große Wachheit gegeben für die letzte Unmittelbarkeit seiner Entscheidung vor Gott und damit die personale Verantwortung des menschlichen Gewissens hervorgehoben. Gewiß hat sich der Protestantismus manchmal zu sehr der Freiheit des Gewissens angenommen und zu wenig der Autorität der Kirche. Karl Barth schreibt in seiner Kirchlichen Dogmatik: «Es stünde schlimm um die protestantische Kirche, wenn es protestantischer wäre, von der Freiheit als von der Autorität zu reden, wenn also das demagogische Gerede recht hätte, laut dessen die Sorge der Reformatoren im letzten Grunde die gewesen wäre, das Gewissen und die Vernunft des Individuums gegenüber dem Ansehen und Urteil der Kirche ins Recht und auf den Thron zu setzen, laut dessen sie also die Vorläufer des Pietismus, der Aufklärung und des Idealismus gewesen wären ... Die evangelische Kirche beschreibe die *libertas christiana* (christliche Freiheit) nur ja nicht als jene innere Unabhängigkeit der unmittelbar und ausschließlich an Gott gebundenen Seele ... sie beschreibe sie als die *Treue*, in der der Mensch den göttlichen Zeugnissen nachgehen darf und soll; sie beschreibe sie als das Hängen an der kanonischen Schrift, an den Vätern, an der Konfession, als das Hängen an der kirchlichen Autorität also!» (I, 2, 746ff.). Aber der Katholizismus hat seinerseits zu einseitig den Gehorsam und zu wenig die Freiheit betont. Das Bild vom Hirten und den Schafen wurde manchmal allzu wörtlich genommen – wobei die wörtliche Auslegung für gewisse Leute ja ganz bequem ist. Schafe sind leicht zu leiten und zu führen. Die evangelische Botschaft und auch die heutige Zeit fordern eine wache Eigenverantwortung. Das auf dem Konzil eben diskutierte Kirchenschema sagt den Laien, daß sie das Recht, ja bisweilen die Pflicht haben, ihre Meinung der Hierarchie gegenüber vorzutragen und zu vertreten.

Es ist hier nicht der Raum, in Details zu gehen. Aber es wäre doch eine unverzeihliche Unterlassung, wenn nicht wenigstens noch auf einen evangelischen Schatz hingewiesen würde: Was wäre die katholische Orgelmusik ohne Johann Sebastian Bach!

Auf Grund der Wahrheit schon müssen wir also bereit sein zur Korrektur eigener Mängel und zur Anerkennung des Guten beim Andersgläubigen. Es wäre konfessioneller Egoismus, katholische Arroganz und ein schönes Stück Blindheit, wenn einer meinte, der Katholik hätte nur zu geben und der Protestant nur zu empfangen.

Kardinal Léger von Montreal mahnte die Konzilsväter, die Kirche bedürfe heute mehr denn je einer «intellektuellen Demut», die sich der «radikalen Unfähigkeit einer vollkommenen und erschöpfenden Wahrheitskenntnis» bewußt ist. Léger zitierte in diesem Zusammenhang das Augustinuswort, das auch Papst Paul VI. in der Audienz für die nichtkatholischen Beobachter angeführt hatte: «Sucht, damit ihr findet, und findet, um weiter zu suchen.»

Die Einheit der Kirche wird einmal die Integrierung all der Wahrheitsmomente und der christlichen Werte sein, wo sie sich finden. Kein einziger wahrhaft christlicher Wert muß aufgegeben werden. Was immer von Christus ausgeht und zu Christus hinführt, hat seine Heimat in der Kirche, die sich «katholisch», das heißt allumfassend, nennt. Die eigentliche Katholizität wird erst dann zur vollen Entfaltung kommen, wenn alle Völker ihren Reichtum in die Kirche gebracht haben. Der jetzige Tenor des Konzilsentwurfs über die Ökumene geht selber dahin, das Gute beim ändern zu sehen und damit nicht das Trennende, sondern das Einende in den Vordergrund zu stellen. Er folgt damit nur der Linie des charismatischen Johannes XXIII., der die Überwindung der Spaltung vor allem von der Stärkung dessen erhoffte, was uns eint.

Die Schwierigkeit der Sache macht es klar, daß für das Glaubensgespräch im engeren Sinn nur jener geeignet ist, der selber lebendig und tief in der Wahrheit seines Glaubens steht und diesen Glauben auch zu artikulieren weiß. Die schlimmsten Auswüchse konfessionalistischer Selbstgenügsamkeit und giftiger Polemik kommen gerade bei denen vor, die in ihrer Konfession unsicher sind, zwischen Zentrum und Peripherie wenig unterscheiden können und sich in ihrer Konfession bewegen wie in einem Gehäuse von Formeln und Paragraphen, die alle gleich wichtig sind.

Das zweite Prinzip ökumenischen Handelns heißt:

Die Wahrheit in der *Liebe* (*unio caritatis*).

Die Einheit in der Wahrheit kann nicht sein ohne Einheit in der Liebe. «Hätten wir Glauben, der Berge versetzte, hätten wir aber die Liebe nicht, so nützte es uns nichts» (1 Kor. 13,2). Patriarch Maximos IV. erklärte in Rom, katholischerseits habe es in der Vergangenheit nicht so sehr an Wahrheitsliebe gemangelt als vielmehr an der Nächstenliebe.

Die Evangelische Regel für die Liebe heißt: «Alles was ihr nicht wollt, daß euch die ändern antun, sollt auch ihr ihnen nicht antun» oder noch eigentlicher: «Alles was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, sollt auch ihr ihnen tun» (Mt. 7,12; Lk. 6,31). Das ist ein Imperativ Gottes, von dem sich niemand dispensieren darf. Der Christ darf sich daher nicht ständig fragen, ob die ändern «Gegenrecht» halten. Er muß das Böse mit dem Guten überwinden (Rö. 12,21). Der Imperativ Gottes ist unabhängig von der Reaktion der ändern. Ein ökumenischer Mensch muß also stark in sich selber stehen und darf sich nicht ständig von der Reaktion der ändern beeinflussen lassen.

Die Liebe wird das Klima sein, das erst das wahre Gespräch möglich macht. Solange die häßliche Polemik herrscht, ist ein Gespräch aussichtslos, erst recht ein Glaubensgespräch, worin es um das Tiefste im Menschen geht. «Wenn über die Einheit

der Christen nicht im Geiste des Evangeliums gesprochen wird, in aufrichtiger Demut und ungeheuchelter Liebe, dann wird der Eifer für dieses Ziel nicht die Annäherung fördern, sondern die brüderliche Versöhnung hindern» (Pius XII.). Der Hauch der konfessionellen Unfreundlichkeit und Lieblosigkeit ist der giftigste Hauch; gerade weil er sich den Anschein des Religiösen gibt.

Wir können nicht sagen, daß heute schon das Klima für das Gespräch in allen Schichten des Kirchenvolkes gut wäre. Professor Cullmann, der bei einem Presseempfang der Konzilsjournalisten erklärte, es sei ein «Wunder», daß nicht-katholische Beobachter in solcher Zahl am Konzil teilnehmen, bekam prompt eine protestantische Zuschrift, die meinte: Die Gegenwart von Protestanten auf dem Konzil sei kein «Wunder», sondern ein «Skandal». Mit Recht bemerkte Prof. Cullmann: «Ich kann nur sagen, daß dieser Protestant mit seiner Ansicht genau auf der Seite jener Katholiken steht, denen unsere Anwesenheit auf dem Konzil wahrscheinlich auch nicht gefällt.» Weithin muß die Atmosphäre erst noch entgiftet werden. Das braucht Zeit und Geduld. Wir müssen bedenken: Jedes konfessionell geprägte Christentum lebt weit mehr in der Erfahrung des Herzens als in theologischen Lehrensätzen. Im Herzen leben aber all die bösen Erinnerungen an die von den Vätern erlittenen Unbilden und Verfolgungen wie auch die Bitterkeit über all die konfessionellen Ungerechtigkeiten, Beleidigungen und Lieblosigkeiten von früher fort. Dieses konkrete Gefühl kann nicht von einem Tag zum andern genommen werden. Erst der dauernde Erweis der Liebe und Gerechtigkeit in Wort und Tat kann dieses Gefühl langsam nehmen und die Seele von den Verwundungen heilen. Liebe, die diese seelischen Hindernisse überwindet, ist darum die wichtigste ökumenische Aufgabe.

Diese Liebe wird den andern in seiner Überzeugung achten. Sie wird ihm nicht zum vornherein den guten Glauben absprechen. Sie wird nicht in abschätzigem Ton über Dinge reden, die dem andern heilig sind. Sie wird das Gewissen des andern achten und zu nichts zwingen, auch nicht zur Wahrheit, die eine Sache der Gnade Gottes und der menschlichen Freiheit ist. Für jeden Menschen ist das Gewissen die letzte Norm, wenn auch dieses Gewissen nicht autonom, sondern theonom ist. Das ist nicht eine Entdeckung Luthers, sondern altkatholische Lehre.

Wenn jeder billige Versuch, sich selber größer zu machen, indem man den andern herabsetzt, für einen Christen einfach undenkbar ist, dann wird erst die Liebe die hellen Augen haben, das Gute und Wahre beim andern zu sehen. Sie allein wird bereit sein, «mit jedem den ganzen Weg zu gehen, den man gehen kann, ohne Verletzung der Wahrheit und Gerechtigkeit» (Johannes XXIII.). Sie wird den Anlauf für das ökumenische Gespräch nicht zu kurz nehmen und nicht schon mit dem Erntewagen angefahren kommen, bevor überhaupt der Acker für die Saat bestellt ist. Liebe wird den Blick für die tatsächliche Lage bewahren, für das, was möglich ist und was nicht möglich ist. Diese weise und geduldige Liebe ist wesentlich für die Begegnung der getrennten Christen. Der im ökumenischen Dialog erfahrene und feinfühligste Kardinal Newman hat einmal den weisen Satz geprägt: «Ein Wort, fünf Minuten zu früh gesagt, kann schuld sein, daß seine Wahrheit hundert Jahre zu spät aufgeht.»

Die Liebe wird endlich auch allein bereit sein, für die Einheit Opfer zu bringen, wie es schon Paulus uns vorgelebt hat. Der Apostel der christlichen Freiheit «weiß und ist im Herrn überzeugt, daß nichts an und für sich unrein ist, sondern nur für den, der meint, es sei etwas unrein». Wenn aber der Nächste um einer Speise willen Anstoß nimmt, dann will er selber um der Schwachheit des Bruders willen darauf verzichten und selbst zum «Gemüse-Esser» werden (Röm. 14). Wir müssen aus Liebe auf Formen verzichten können, die vielleicht uns lieb sind, aber nicht wesentlich zum Glauben gehören, den andern

jedoch ärgern und reizen und die brüderliche Begegnung unmöglich machen. Es liegt sicher auf dieser Linie, wenn heute angesehene Konzilsväter fordern, auch protestantisch getraute Mischehen als gültig anzuerkennen und die Strafe der Exkommunikation (für den katholischen Partner) fallen zu lassen. Nicht aus Gleichgültigkeit im Glauben wird dies gefordert, sondern um der Liebe willen.

Wege der ökumenischen Arbeit

Es ist erfreulich, daß heute bereits alle Welt von Ökumene redet. Sie ist fast ein Modeartikel geworden. Noch die farbloseste Presse leiht ihr breiten Raum. Es genügt aber nicht, bloß darüber schön zu reden. Taten allein werden entscheiden. Es gilt daher, alle Mittel einzusetzen und alle Wege zu gehen, die christlichem Glauben und aufrichtiger Liebe möglich sind, um der Einheit näher zu kommen. Dabei darf es nicht Sache einer erwählten Elite bleiben. Die ökumenische Aufgabe ist allen Christen aufgegeben. Mancher möchte vielleicht den ökumenischen Beitrag des Laien niedrig anschlagen. Das wäre aber eine große Täuschung. Die großen Wiedervereinigungsversuche von Lyon 1274 und Florenz 1439 haben zum großen Teil deswegen fehlgeschlagen, weil das Kirchenvolk, die öffentliche Meinung, nicht bereit war und nicht mitging. Was können wir Christen also tun?

Der Apostel der Einheit in der modernen Zeit, Abbé Couturier, schreibt in seinem ökumenischen Testament: Es ist unmöglich, daß Christen sich verstehen, wenn sie nicht beten. Je mehr sie beten, um so mehr verstehen sie sich, weil sie alle das gleiche WORT fassen, das jeden erleuchtet, der in diese Welt kommt. Das ganze Problem ist das Problem des innerlichen Lebens. Es wird ein Gebet füreinander sein. Es müßte aber auch ein Gebet miteinander werden. Gemeinsames Beten vereint am meisten. «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen», hat Christus verheißen. Solch gemeinsames Beten ist möglich. Es wurde nicht nur in der Instruktion «Ecclesia catholica» von 1949 für ökumenische Tagungen ausdrücklich erlaubt, Kardinal Bea verteidigte es auch mit verschiedenen Bischöfen auf dem Konzil und verstand darunter wohl mehr als nur ein gemeinsam gebetetes «Vaterunser». Man dachte an gewisse gemeinsame Feierstunden. Der gemeinsame Schatz des Gebetes aus Bibel und Liturgie der noch ungeteilten Kirche ist ja so groß, daß daran kein Mangel besteht. Erzbischof Florit von Florenz meinte zwar in der Konzilsdebatte, das gemeinsame Gebet von Katholiken und Nichtkatholiken sei nicht mit den Realitäten vereinbar, denn jeder müsse nach seinem Gewissen beten. Darauf antwortete Kardinal Bea: Wenn man einwende, jeder bete aus seiner Auffassung der Einheit um etwas anderes, so müsse man sich vor Augen halten, daß schließlich alle um die Einheit beteten, die Christus für seine Kirche wollte, und man müsse es Gott überlassen, wann und wie er diese Einheit vollende. Ausgeschlossen bleiben selbstverständlich die eigentlichen Kulthandlungen, die einer bestimmten Konfession eigen sind, insbesondere die Eucharistie oder das Abendmahl, das ja Zeichen und Ausdruck der innersten Glaubensgemeinschaft und vollkommenen Kircheneinheit ist.

Das zweite ist das gemeinsame Handeln. Gemeinsames Handeln in der Welt wird jenen Geist der Gemeinschaft, jene Mentalität schaffen, die eine fundamentale Voraussetzung dafür ist, daß man sich nach und nach auch auf der Ebene der Lehre und des Glaubens versteht. Ohne die Einheit in der tätigen Liebe wird es keine Einheit im Glauben geben. In diesem Sinn sagte Johannes XXIII., der brüderliche Geist müsse noch vor der Lehre kommen.

Christliches Miteinander läßt sich vielleicht am leichtesten und schönsten im diakonisch-karitativen Einsatz verwirklichen. Die von Professor Cullmann vorgeschlagene Kollekte der einen Konfession für die Armen der andern Konfession hat –

als zeichenhaftes Handeln – bei aller Kleinheit und finanziellen Unbedeutsamkeit bereits enorme Wirkungen gehabt. Zusammenarbeit ist dann weiter möglich in kulturellen und sozialen Belangen. Solches gemeinsames Handeln wird die Menschen einander näherbringen. Es wird helfen, die untheologischen Hindernisse zu überwinden, die oft mehr als wir glauben schuld sind, daß die getrennten Christen einander so schwer verstehen. Die Zeit ist hoffentlich vorbei, da man meinte, seinen Glauben noch dadurch bekennen zu müssen, daß man nur beim katholischen oder protestantischen Bäcker, Schuster und Metzger einkaufte. Es heißt beim Apostel: «Wir sollen, solange es Zeit ist, allen Gutes tun (wenn auch am meisten den uns im Glauben Verbundenen)» (Gal. 6,10).

Das eigentliche Gespräch des Glaubens wird gewiß vor allem und zunächst Sache der berufenen Hirten und Theologen der Kirche sein, und es gilt, eine ökumenische Theologie zu schaffen. Aber in Una-Sancta-Kreisen, Studentenzirkeln und Volkshochschule kann doch das breitere Erdreich, das Kirchenvolk, auf mannigfache Weise vorbereitet werden. Es ist für den Laien gut, einmal in konkreter Begegnung einfach den andern zu hören und von ihm zu vernehmen, wo die konkreten Reibungen zwischen den Konfessionen liegen und worin sie ihre Ursache haben. Mancher wird ganz überrascht sein über die Antwort. Der andere nimmt vielleicht an etwas Anstoß, das einem gar nicht bewußt ist. Schon eine solche Aussprache, die dem andern nur einmal eine Art Beichtspiegel vor-

hält, ist äußerst wertvoll und wirkt oft schon befreiend. Manches muß einfach einmal gesagt und gehört sein. Oft wird es gar nicht um den eigentlichen Glauben gehen, sondern um gewisse Formen der Frömmigkeit, um religiöses Brauchtum, um den Ton gewisser kirchlicher oder konfessionell gebundener Blätter. Durch eine solche Aussprache im brüderlichen Kreis werden oft schon allerlei Vorurteile korrigiert, und vieles wird zur heilsamen Gewissensforschung dienen können. Vor allem wird man in einem solchen Dialog den andern Menschen in seiner Christlichkeit, vielleicht sogar in seiner unerwarteten Christusliebe, kennen lernen. Man wird beim getrennten Bruder vielleicht eine religiöse Tiefe entdecken, die man bei sich selber leidvoll vermißt.

Ein Dialog wird bald die Lücken im eigenen Glaubensverständnis offenbaren und wird einen zwingen, seinen eigenen Glauben zu vertiefen. Es wird einen anspornen, in heiligem Wettstreit selber ein echtes Zeugnis christlichen Lebens abzugeben. Das ökumenische Gespräch hat noch nirgends die Christen lauer gemacht, im Gegenteil.

Unsere Arbeit für die Einheit ist heute noch zu vereinzelt und zu verzettelt. Und wo sie in Angriff genommen wird, ist sie noch lange nicht für alle Katholiken – nicht einmal für alle Priester – selbstverständlich. Auch hier wird das Konzil ein Neues pflügen müssen. Die Christen aller Konfessionen hoffen und beten, daß es eine gute Aussaat wird, die einmal reiche Ernte bringt.

A. Ebnetter

Missionarische Ausbildung: Schulung des ganzen Menschen

(Ein Bericht aus Holland)

Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik beläuft sich die Zahl der katholischen holländischen Missionare gegenwärtig auf etwa 9000. Holland steht mit dieser Zahl angesichts seiner nur 4,5 Millionen Katholiken fast an der Spitze aller Länder der Erde. 3152 holländische Missionare arbeiten in Asien, 2717 in Afrika, 2521 in Amerika, 206 in Australien-Ozeanien und 270 in Europa. 4397 holländische Missionare sind Priester. Wie ein Vergleich mit 1955 zeigt, ist die Zahl der Missionare aus Holland in ständigem Ansteigen begriffen, obwohl die Zahl der Priester- und Ordensberufe des Landes sich vermindert hat. 1955 zählte man 7700 holländische Missionare, darunter 3750 Priester.

Es liegt auf der Hand, daß man sich gerade in Holland ausführlich mit dem Gedanken beschäftigt hat, wie man diese Missionare auf ihre künftige Missionsaufgabe am besten vorbereiten kann. Dabei geht es nicht um die normale Ausbildung der Priester und Ordensleute in den Jahren des Theologiestudiums oder des Noviziates. Diese Ausbildung ist von ausführlichen Bestimmungen des Kirchenrechtes weitgehend festgelegt und darum in Holland im wesentlichen gleich wie in Deutschland, Österreich oder der Schweiz. Es geht aber um die eigentliche missionarische Ausbildung, also die Vorbereitung auf die Missionsvölker, zu denen der Missionar kommt, um sie für Christus zu gewinnen, und wir haben gerade in unserer Zeit uns tief überzeugen können und müssen, daß es nicht genügt, zu diesen Missionsvölkern einfach mit einer abgeschlossenen Priester- oder Ordensausbildung zu gehen, daß vielmehr eine möglichst tiefe Ausrichtung des ganzen Menschen mit Geist und Herz auf das Missionsvolk notwendig ist, wenn er als Missionar Jesu Christi kommen will, sanftmütig und demütig von Herzen, um sein ganzes Leben hinzugeben für seine Freunde, allen alles zu werden, um alle für Christus zu gewinnen.

Im weltlichen Bereich

Das beginnt mit der Sprache des Missionsvolkes. Obwohl man sie natürlich zunächst rein grammatisch-technisch beherrschen muß, wird man doch als Ziel anstreben, aus der neuen Sprache heraus zu denken, zu fühlen und zu leben und darin seine Ganzhingabe an das fremde Volk zu vollziehen. Die von Ursulinen geleitete Mittelschule in Vught bei s'Her-togenbosch stellt deshalb ihre modernen sprachtechnischen Einrichtungen Missionaren und Entwicklungshelfern zur Verfügung, und zwar, was besonders bemerkenswert ist, mit Billigung des niederländischen Unterrichtsministeriums, das die Installierung der Sprechkabinen mit Tonbändern selber finanziert. Die Ursulinen haben dazu auf eigene Kosten weitere Kabinen eingerichtet, wo die neue Sprache genau gehört, nachgesprochen und kontrolliert werden kann, sowohl vom einzelnen Schüler selber als auch von der Lehrerin, die in die Kabine hineinhört und korrigiert. Dabei ermöglichen verschieden gestaltete Tonbänder das erstmalige Erlernen der Grundlagen einer neuen Sprache ebenso wie etwa für einen Urlaubermisionar die Vertiefung oder Wiederauffrischung seiner neuen oder alten Muttersprache.

Die katholische Organisation Hollands für medizinische Missionshilfe veranstaltet in Rotterdam medizinisch-hygienische Kurse für Missionare. In sechswöchiger Ausbildung lernen die erstmals ausreisenden Missionare die wichtigsten tropischen Krankheiten nach Erscheinungsbild, Behandlung und Prophylaxe kennen, während Urlaubermisionare bzw. Missionsschwestern sich spezialisieren können. Mehr als 40 Fachleute, auch Nichtkatholiken, stehen als Dozenten zur Verfügung. Der Kurs findet jeweils im September statt. 1962 war es schon zum dreißigsten Mal. Teilnehmer waren im vergangenen Jahr 20 Priester, 15 Schwestern, 2 Missionsbrüder und 3 Laienhelferinnen. Da einige von ihnen Missionserfahrung mitbrachten, sprachen sie ihrerseits gelegentlich über die Praxis ihrer Arbeit in Brasilien, im Kongo und in Kamerun.

1959 begann in Deventer erstmalig ein hauswirtschaftlicher Tropenkurs. Er lud seine Teilnehmer jeweils von Donnerstagnachmittag bis Samstagnachmittag ein, zehn Wo-

chen lang. Veranstalter sind das Königliche Tropeninstitut in Amsterdam, die Tropische Landwirtschaftsschule sowie die staatliche Haushaltungsschule in Deventer, also nicht eigentlich missionarische Kreise, aber Schwestern und Lehrerinnen in Haushaltungsschulen können dort sehr brauchbare Lehrprogramme studieren.

In Wageningen veranstalten die Studenten der Landwirtschaftshochschule einmal jährlich eine Studienwoche für katholische und protestantische Missionare. Sie soll in die Probleme der Landwirtschaft in den Tropen einführen oder wenigstens ein erstes Verständnis wecken, wobei die Missionare selber mit ihren praktischen Anregungen einander fördern und die Gastgeber erfreuen. Seit ihrer Eröffnung im Jahre 1961 hat die Studienwoche guten Anklang gefunden. 1962 nahmen 60 Missionare teil, davon waren 29 schon in den Missionen tätig gewesen.

Das von Steyler Missionaren aufgebaute und geleitete Zentrum «Kontakt der Kontinente» in Soesterberg hat schon zweimal Kurse für Journalistik und Mission veranstaltet, die neben dem Nutzen für die Missionsländer auch eine Hebung der heimatischen holländischen Missionspresse zum Ziele haben. 1962 nahmen 15 Schwestern aus 9 verschiedenen Kongregationen teil, 2 Priester und 4 weitere Laien. In diesem Jahre zählte man 15 Teilnehmer: Redakteure verschiedener Missionszeitschriften und Urlaubermisionare. Sie wurden sich klar darüber, daß die ansprechende Aufmachung auch bei einer Missionszeitschrift größere Fachkenntnisse voraussetzt als allgemein angenommen wird. Die Zeiten, wo man sich auf gut gemeinte Improvisation und auf die Missionsliebe der Leser allein stützen durfte, sind vorbei.

Im kirchlichen Bereich

Über diese mehr technischen Bildungsmöglichkeiten hinaus bietet Holland seit 1960 seinen Priestermissionaren, die auf Urlaub kommen, Gelegenheit zu einer theologischen Neuorientierung. 10 Jahre Missionsarbeit etwa bedeuten praktisch leider oft 10 Jahre Stillstand der theologischen Weiterbildung. Der harte Alltag läßt dazu keine Zeit. Darum soll der Urlaub Gelegenheit zum Nachholen bieten. In Culemborg und Heeswijk finden entsprechende Studienwochen statt, veranstaltet von der Vereinigung katholischer Priesterorden und -kongregationen in Holland. Diese Vereinigung hat eine eigene Kommission für die theologische Orientierung der Priestermissionare eingesetzt. Sie soll die theologischen und liturgischen Kurse so gestalten, daß es bei den Urlaubermisionaren nicht zu einer Schockwirkung kommt, wenn sie ohne Einführung und Übergang mit dem neuesten Stand der theologischen Forschung und Fragestellung bekanntgemacht werden. Entsprechend versuchen die Dozenten, die Kontinuität der sogenannten alten mit der neuen Theologie herauszuarbeiten. Die Missionare ihrerseits sind sich klar darüber, daß in einer Studienwoche nur ein sehr summarischer Überblick geboten werden kann, den sie selber durch weiteres Studium vertiefen müssen, aber das tun sie gern. Sie sprachen sogar die Anregung aus, doch eine derartige Unterrichtung über Neuentwicklungen in der Theologie auch in der Mission selber möglich zu machen und boten dafür ihre Mitarbeit an. 1960 wurden in den Studienwochen jeweils 100 Urlaubermisionare jährlich erfaßt.

Entscheidend für den Fortschritt des Missionswerkes, das hat man in Holland wie in vielen anderen europäischen Ländern lebendig erkannt, ist die Pflege und Ausbildung einer echten missionarischen Gesinnung bei allen Katholiken in Heimat und Mission. Sie sollen in katholischer Weite aufgeschlossen werden für die Missionsvölker, so daß es bald überflüssig wird, das Wort «Missionsvölker» noch zu verwenden, weil es sich doch eher um Brudervölker handelt. Sie sind vom gleichen Gott erschaffen, erlöst und zur ewigen Seligkeit berufen wie wir, und bei der Missionsarbeit handelt es sich

daher um ein echtes Miteinander und Füreinander. Wir sind nicht nur die Gebenden, sondern ebenso sehr die Empfangenden. Wir tun nicht nur Gutes für andere, wenn wir etwa ein Missionsalmosen spenden, wir werden vielmehr dadurch selber beschenkt, indem wir durch die Gnade des Schenkenskönnens und Schenkendürfens Christus ähnlicher werden, der sich uns selber schenkte und seinen Heiligen Geist.

Die Pflege eines solchen Missionsgeistes wurde in Holland eigenartigerweise sogar von der Vereinigung der elf Universitäten und Hochschulen des Landes gefördert, die seit 1961 Kurse über die Problematik der Entwicklungsländer veranstaltet, wobei auch Urlaubermisionare willkommen sind. In den katholischen Priesterseminarien des Landes pflegt man zwar allgemein die Missionsliebe, aber die missionarische Ausrichtung der einzelnen theologischen Fächer, ihre bewußte Sicht vom Standpunkt der Weltkirche aus ist erst im Kommen, und sie kann schließlich auch nicht von heute auf morgen geleistet werden.

In Ubbergen wie Nymwegen besteht seit 1947 ein missionarisches Ausbildungszentrum für Frauen, das jährlich einen fünfmonatigen Kurs veranstaltet. In 16 Kursen wurden bis heute 189 Frauen missionarisch ausgebildet, von denen 152 in die Missionen gingen. Es handelt sich aber nicht um Ordensschwestern, sondern ausschließlich um Laienhelferinnen.

Die Bildung des missionarischen Geistes bei Schwestern, Brüdern, Priestern und Laien hat sich das Zentrum «Kontakt der Kontinente» zur Aufgabe gestellt. Entsprechend sind in seinem Beirat die allermeisten katholischen Organisationen Hollands vertreten, auch die protestantische Mission. Die meisten Kurse des Zentrums vereinigen Vertreter von Heimat und Mission, Vertreter auch nicht-holländischer Nationalität. Im systematischen Teil der Kurse werden Missionstheologie, missionarische Spiritualität, Missionsgeschichte, Wissenschaft der Entwicklungsländer, Religionswissenschaft und Darstellung der Kirche in unserer heutigen Welt behandelt, ihre Stellung zu den wichtigsten Weltproblemen, zum Beispiel Bevölkerungspolitik, Kommunismus und Rassenstreit. In einem mehr praktischen Teil kommen moderne Methoden beim katechetischen Unterricht, Gottesdienstgestaltung, aber auch etwa bei der Entwicklungshilfe zur Sprache. Dann wird je nach der Zusammensetzung der Teilnehmer eine afrikanische, asiatische und lateinamerikanische Gruppe gebildet und gesondert unterrichtet über Mentalität und Verhaltensweisen der Völker, Schwierigkeiten und konkrete Anknüpfungsmöglichkeiten in den einzelnen Kontinenten und Ländern. Einzelvorträge führen in die Verhältnisse der Länder ein, in die die Teilnehmer entsandt werden, und die gemeinsame Aussprache vertieft und belebt das Ganze. Im vergangenen Jahre nahmen 159 Personen an den Kursen des Zentrums «Kontakt der Kontinente» in Soesterberg teil. Da die dortigen Dozenten auch in den höheren Schulen Hollands willkommene Vortragsredner sind, weitet sich ihre Wirksamkeit auf das ganze Land aus und steht zugleich im Dienst der Berufswerbung. Dabei geht es nicht um einen einzelnen Orden, für den etwa geworben wird. Es steht vielmehr regelmäßig die Weltkirche als Ganzes im Mittelpunkt, der jeder zu dienen berufen ist, in diesem oder jenem Orden oder auch als Laie. Diese Art der Werbung findet den Beifall sowohl der Studenten wie auch der Geistlichkeit und der Bischöfe.

Die Missionare aber, die die verschiedenen Möglichkeiten ihrer Weiterbildung wahrnehmen können und zugleich erleben, wie mehr und mehr der ganze Katholizismus Hollands sich seiner missionarischen Verantwortung bewußt wird, begrüßen dankbar diese Entwicklung. Eine Schwester schrieb: «Für den Missionar auf einsamem Posten besteht immer die Gefahr, daß er in seiner eigenen Sorge und Arbeit steckenbleibt. Wir wurden darum in den Wochen unserer Weiterbildung in Holland den Problemen und Nöten der ganzen

Welt gegenübergestellt.» Neumissionare wiesen darauf hin, daß die Anwesenheit vieler Urlaubermisionare den Kursen eine große Fruchtbarkeit und Lebensnähe gibt, so daß die Diskussionen nie im Theoretischen steckenblieben. Fast alle waren sich darüber einig, daß die Bildungswochen viel zu kurz sind, aber sie stellten auch ebenso einmütig fest, daß sie aus den

Kursen reiche Anregungen mitnahmen, mit neuer und größerer Liebe an die Missionsarbeit zurückkehrten in dem frohen Bewußtsein, daß in Holland Mission und Heimat sich nach Kräften fördern im Geiste Jesu Christi.

P. Heinrich Drenkelfort SVD, Rom

KOMMUNISTISCHE MORAL IN NOT

1. Die Verfehlung von Vadim S.

«Ist es wert, Lärm zu schlagen?» Unter diesem Titel wurde in der russischen Zeitung «*Komsomolskaja Pravda*» (Nr. 133/7.6.1963) der Fall eines 16-jährigen Schülers der 10. Klasse einer Moskauer Schule diskutiert. Der Junge hatte mit einem – offenbar etwa gleichaltrigen – Mädchel zusammengelebt und sich dieser Tatsache bei einer Schulkameradin gerühmt, wodurch die Sache schließlich ruchbar wurde.

Was uns hier interessiert ist keineswegs das Faktum dieser sexuellen Verfehlung. Solche Dinge kommen bestimmt nicht nur im Osten vor – ein kurzer Blick auf die erschreckenden Statistiken von Washington (um nur ein Beispiel herauszugreifen), würde uns rasch eines besseren belehren. Doch die Reaktion auf die ganze Angelegenheit, welche die Zeitung trefflich schildert, ist unzweifelhaft einer eingehenderen Untersuchung und Überlegung würdig.

Das verführte Mädchen suchte, durch die Gerüchte unter ihren Mitschülerinnen gezwungen, Hilfe bei ihrer Klassenlehrerin. Diese wiederum mobilisierte den pädagogischen Rat ihrer Schule. Wenn wir dem Reporter Solovejschik Glauben schenken dürfen, so nahm sie sich die ganze Geschichte so zu Herzen, daß sie als Folge davon erkrankte. Jedenfalls reagierten die Schullehrer prompt und wiesen den jugendlichen Übeltäter Vadim S. von der Schule, womit die Angelegenheit allerdings noch keineswegs ihr Ende fand.

Vadims Großmutter, sowie seine Mutter, die anscheinend Beziehungen zu Parteikreisen besaßen, brachten es fertig, daß sowohl die Leiterin des Sverdlovsker Rayonkomitees des Komsomol, als auch die Kommission für Minderjährige bei der Schuldirektion intervenierten. Der Direktorin der Schule wurde erklärt, sie sei sich wohl nicht bewußt gewesen, daß es sich bei Vadim nicht um einen Dritt-, Viert- oder Fünftkläbler, sondern um einen Schüler der zehnten Klasse handle. Kurz und gut, der Junge mußte wieder in die Schule aufgenommen werden, wobei man es nicht versäumte, die verantwortlichen Schullehrer für ihr Vorgehen auch noch zu tadeln. Die Sekretärin Ionkina des Kreis-Exekutivkomitees erklärte: «Ich beriet mich mit erfahrenen Direktoren anderer Schulen, auch bei ihnen geschahen solche Dinge ... Und niemand hat Krach geschlagen!»

Die Parteibürokratie hatte offensichtlich gesiegt. Die verantwortlichen Pädagogen hatten strammzustehen. War dies auch ein Sieg der so hoch gerühmten sozialistischen Moral? Solovejschik wagt dies in seinem Artikel zu bezweifeln. Wir verdanken ihm auch noch den wertvollen Hinweis, daß vom Mädchen, das durch die Ereignisse ebenfalls krank geworden war, niemand sprach. – Aber auch damit war die Sache noch nicht erledigt, denn nun traten die Eltern (ebenfalls in einem Komitee organisiert), auf den Plan und forderten nicht nur den Ausschluß, sondern die Bestrafung Vadims.

«Wenn das mein Sohn gemacht hätte, so hätte ich ihn aus dem Haus gejagt, vielleicht würde er dann zu einem Menschen», meinte ein Mitglied der Elternkommission. Solovejschik empfindet diese Stellungnahme als beispielhaft und wendet sich in seinem Artikel entschieden gegen die Entscheidung der Rayon-Organisationen, die sich schließlich zu der salomonischen Lösung durchdrangen, daß Vadim S. zwar die Schule verlassen müsse, aber erst am Ende des Schuljahres und ohne Aufsicht, damit er dann still in eine andere Schule überwechseln könne. – Der Kompromiß gab den Parteiorganisationen recht. Aber es darf nicht übersehen werden, daß sich jetzt das Zentralorgan des kommunistischen Jugendverbandes, dessen Sprachrohr die «*Komsomolskaja Pravda*» ja darstellt, mit der Entscheidung der Schullehrer und der Elternkommission solidarisch erklärt.

Überblickt man die ganze Angelegenheit, so ergeben sich einige frappierende Aspekte, deren verblüffendster die Hilflosigkeit in der moralischen Einschätzung und Wertung dieses Falles ist. Empört weist Solovejschik in seinem Artikel darauf hin, daß in den Schulstunden über Sozialistische Moral die Schüler erklärten, «das ist doch alles Theorie, und die Praxis ...», wobei sie ihre Äußerungen mit bezeichnenden Blicken in Richtung auf Vadim illustrierten. Die Kinder hatten wohl nicht so unrecht! Der Verfasser jedoch schreibt emphatisch: «Da wächst ein Mensch zu seinem sechzehnten Altersjahr heran, er bringt es bis zum Abschluß der zehnten Klasse und hat keine Vorstellung davon, was ‚Ehre‘, ‚menschliches Ehrgefühl‘ und die ‚Ehre eines Mädchens‘ bedeuten. Er weiß es nicht und hat keine Vorstellung davon, daß er, wenn er nicht für die Ehre des Kameraden eintritt, selber schimpflich handelt.»

Allerdings schwächt Solovejschik seine Anklage insofern ab, als er zeigt, daß es auch Schüler gab, die mit diesen Begriffen etwas anzufangen wußten. Als Beispiel eines solchen Verteidigers der Mädchenehre zitiert er einen Zehntkläbler, der ihm auf die Frage, was er wohl mit Vadim gemacht hätte, wenn dieser solche Dinge über seine eigene Schwester erzählt hätte, antwortete: «Ich? Ich hätte ihm in die Fresse gehauen.» Ob jedoch mit dem «In die Fresse hauen» oder dem «Von der Schule jagen» das eigentliche Problem gelöst wäre?

2. Die Grundlagen der kommunistischen Moral

Es genügt, A. Schischkins «Grundlagen der kommunistischen Moral» aufzuschlagen, um der eigentlichen Schwierigkeit auf den Grund zu kommen. Wir lesen da:

«Moralisch im subjektiven und objektiven Sinne kann nur eine Handlung sein, die diktiert ist von der Sorge um andere Menschen, von der Sorge um die gesellschaftlichen Interessen.»

Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß Schischkin hier bereits die Prämisse von der Priorität der gesellschaftlichen Interessen als Basis seiner Überlegungen benützt, denn nach seiner Auffassung ist nur gut, was dem Kommunismus nützt. Der Einzelne als Individuum ist somit der Ideologie untergeordnet, und seine Moral wird an seiner Stellung zur Ideologie gemessen. Vorausgesetzt, daß die Idee des Marxismus-Leninismus wirklich so absolut wahr wäre, wie sie es zu sein vorgibt, könnte gegen eine solche Wertung selbstverständlich nichts eingewendet werden. Doch da liegt eben der Haken. Der Kommunismus – in seiner Definition als Endgesellschaft – ist nirgends verwirklicht (und es darf angenommen werden, daß er gar nicht realisierbar ist). Damit wird er jedoch zu einer reinen Fiktion, einer Utopie und es muß, selbst für einen Anhänger des Marxismus-Leninismus, wenig überzeugend wirken, wenn von den hohen sittlichen Qualitäten des Kommunisten (den es ja gar nicht gibt), die Rede ist.

Im Parteiprogramm, das 1961 auf dem XXII. Kongreß der KPdSU angenommen worden war, findet sich u.a. folgender Passus:

Soeben erschienen:

Zu Hochhuths «Stellvertreter»: War das Schweigen Pius' XII. ein Verbrechen?

Sonderdruck aus «ORIENTIERUNG» vom 15. Oktober 1963. 10 Stück Fr./DM 1.-; 100 Stück Fr./DM 9.50; 1000 Stück Fr./DM 90.-
Bestellung: Administration Orientierung, Scheideggstraße 45, Zürich 2

«Nach Ansicht der Partei enthält der ‚Sittenkodex der Erbauer des Kommunismus‘ folgende ethische Prinzipien:

- ▷ Treue zur Sache des Kommunismus, Liebe zur sozialistischen Heimat, zu den Ländern des Sozialismus;
- ▷ gewissenhafte Arbeit zum Wohle der Gesellschaft: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen;
- ▷ Sorge eines jeden für die Erhaltung und Mehrung des gesellschaftlichen Reichtums;
- ▷ hohes gesellschaftliches Pflichtbewußtsein, Unduldsamkeit bei Verstößen gegen die gesellschaftlichen Interessen;
- ▷ Kollektivgeist und kameradschaftliche Hilfe: Einer für alle, alle für einen;
- ▷ humanes Verhalten und gegenseitige Achtung der Menschen: Der Mensch ist des Menschen Freund, Kamerad, Bruder;
- ▷ Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, sittliche Sauberkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit im gesellschaftlichen wie im persönlichen Leben;
- ▷ gegenseitige Achtung in der Familie, Sorge für die Erziehung der Kinder; ... u. a. m.

Das Parteiprogramm sagt ferner: «Der Kommunismus ist eine Ordnung, in der die Fähigkeiten und Talente, die besten sittlichen Eigenschaften des freien Menschen zur Blüte gelangen und voll zur Entfaltung kommen. Die Familienbeziehungen werden endgültig frei sein von materieller Berechnung und ganz auf gegenseitiger Liebe und Freundschaft beruhen.»

Kann es uns da noch wundern, wenn die Schüler in Vadims Klasse die Diskrepanz von Theorie und Praxis bemerkten, um so mehr, als sie doch wissen mußten, daß ausgerechnet die Vertreter in den Organisationen jener Partei, die solche ethische Prinzipien postuliert, im Falle ihres Mitschülers recht wenig im Sinne der kommunistischen Moral handelten.

Wie aber stellt sich – wenigstens in der Theorie – Vadims Fall gemäß den Grundsätzen der kommunistischen Moral dar? A. Schischkin schreibt in seinem bereits zitierten Werke:

«Die Forderung nach ‚Freiheit der Liebe‘ ist auch in der sozialistischen Gesellschaft ganz unannehmbar. In der Sowjetgesellschaft gibt es noch Überreste der alten, leichtsinnigen Einstellung zur Liebe, Überreste, die durch die kapitalistische Umwelt und den Einfluß der morbiden bürgerlichen Moral genährt werden. Der Sowjetstaat und die Kommunistische Partei führen einen ständigen Kampf gegen diese Überreste.

Die Sowjetmenschen verurteilen die spießbürgerliche triviale Ehe ohne Liebe. Doch sie verurteilen nicht minder entschieden die flüchtige Liebe, die zu ihrer Befriedigung immer wieder eines neuen Objekts bedarf. Dem einen wie dem anderen stellen die Sowjetmenschen die proletarische ‚Ehe mit Liebe‘ (Lenin) entgegen, die feste sowjetische Ehe, die auf der sittlichen Reinheit der Beziehungen zwischen den Ehegatten beruht und juristisch legitimiert ist. Gerade diese Ehe ist charakteristisch geworden für die Sowjetgesellschaft.»

Vadims Fall paßt offensichtlich nicht in das Schema der ‚juristisch legitimierten Ehe mit Liebe‘. Eine andere Frage ist es, ob seine Verfehlungen das Produkt der kapitalistischen Umwelt oder einer morbiden bürgerlichen Moral seien. Nachdem Vadim in einem Lande und zu einem Zeitpunkt geboren wurde, als die Sowjetmacht bereits volle 30 Jahre herrschte; dürfte das erste Argument infällig werden, während Vadims Herkunft aus einer kommunistischen Familie auch das zweite erledigt. Kein Wunder also, wenn die kommunistischen Organisationen Ratlosigkeit an den Tag legten!

3. Moral ohne Gott

Wir wollen Vadims Fall nicht unnötig aufbauschen – aber er ist in seinen Umständen symptomatisch und offenbart nicht nur den Wert oder Unwert der kommunistischen Moral, sondern auch die Einstellung junger Sowjetmenschen zu den von der Partei formulierten ethischen Prinzipien. Nach Schischkin bestand der «Mangel der alten ethischen Systeme» darin, «daß sie den abstrakten Begriff der ‚ewigen‘ Pflicht formulierten, bar jeder Verbindung zum Leben, das heißt bar jedes konkret-historischen Inhalts.» Doch was bietet dieser kommunistische Ideologe als Lösung an?

«Die marxistische Theorie der Moral sieht die Quelle der Pflicht (der gesellschaftlichen Pflicht im weiten Sinne des Wortes) nicht in Gott und nicht in der ‚Natur des Menschen‘, sondern in den objektiv herangereiften Bedürfnissen der fortschrittlichen Entwicklung der Gesellschaft. Die marxistische Partei zeigt in jeder Etappe des Kampfes die Pflichten der Kämpfer für den Kommunismus und aller fortschrittlichen Menschen und erzieht sie dazu, diese Pflichten als moralische Pflichten aufzufassen.»

«Das Gewissen», verkündet Schischkin, «ist für unsere Begriffe keine von Gott stammende und dem Menschen von Gott gegebene Fähigkeit, seine Handlungen einzuschätzen und zu beurteilen.» Was aber ist dann der Maßstab für das moralische Handeln des Menschen? Die Antwort gibt der ständig verkündete Parteilogan: «Die Partei ist das Gewissen unserer Epoche!» Ein bloßer Blick auf diese Partei (wobei man noch fragen könnte, was das überhaupt sei: die Partei), zeigt bereits, daß hier schwerlich allgemeingültige Prinzipien zu holen sind.

Da sich die Partei die Stellung eines Gottes usurpierte, ist es kein Zufall, wenn sie diese Position wütend gegen jede Form der Religion verteidigt. Für sie ist dieser Kampf nicht nur eine Forderung der Selbstbestätigung, sondern vielmehr auch eine Frage der Selbsterhaltung. Ist es dagegen Zufall, daß in den vergangenen Monaten in den verschiedensten sowjetischen Publikationen darüber geklagt wurde, daß Menschen der jüngeren Generation – ja sogar Parteimitglieder – religiöse Praktiken üben?

In zwei geharnischten Artikeln wandte sich die «Komsomolskaja Pravda» (Nr. 132/6.6.1963) sowohl gegen die kirchliche Eheschließung als auch gegen die Taufe. Es wirkt geradezu bemühend, mit welchem Eifer die Reporter betonten, daß die betreffenden Komsomolzen selbstverständlich eingefeischte Atheisten seien, und ihr «Fehltritt» auf den Einfluß ihrer gläubigen Mütter zurückzuführen sei.

Da ist unter dem Titel «Kämpfer oder Abtrünniger?» die Geschichte Valentina Chvorovas erzählt, die dem Wunsche ihrer Mutter entsprechend sich kirchlich trauen ließ. Selbstredend wußte auch die Komsomol-Sekretärin von dieser Heirat, hinderte sie aber nicht, da sie vom Grundsatz ausging, man solle die Eltern nicht verletzen. Dieser Meinung pflichtet der Berichterstatte nun allerdings in keiner Weise bei, sondern wärmt alte Erinnerungen aus dem Jahre 1924 auf, als die damaligen Komsomolzen an Ostern einen «Anti-Ostern-Fackelzug» unternahmen: «Sie fürchteten sich nicht, die Eltern zu kränken. Mehr als das, es erschreckte sie nicht, daß die Kulaken ihnen möglicherweise in den Rücken schossen und in die Fenster der Katen Petrolflaschen flogen. Und diese? Sie wagen nicht einmal Widerstand zu leisten, wenn man ihre Seelen vergewaltigt. Heute geht man in die Kirche (wörtlich: unter die Brautkrone), indem man die «Tradition» als Mäntelchen vorhält, und morgen fastet man oder wird sich am «Kirchweihfest» maßlos betrinken.» Kurz und gut, sowohl V. Chvorova als auch die Komsomolsekretärin wurden aus der Jugendorganisation hinausgeworfen, was für die Betroffenen selbstredend viele Nachteile in sich schließt.

Wieweit hier der Forderung des Parteiprogramms nach «gegenseitiger Achtung in der Familie» Rechnung getragen wurde, bleibe dahingestellt. Anscheinend wurde in diesem Falle «die Unduldsamkeit bei Verstößen gegen die gesellschaftlichen Interessen» betont! Zwar ist durch den Art. 124 der sowjetischen Konstitution, die Gewissensfreiheit in der UdSSR garantiert, wobei sich aber die Auslegung dieses Artikels auf ein Dekret V. I. Lenins vom 21. 1. 1918 über die Trennung von Kirche und Staat sowie der Schule von der Kirche stützt. In diesem Dekret hieß es u. a.:

«Die freie Ausübung religiöser Riten wird insoweit gewährleistet, als sie nicht die öffentliche Ordnung stören und keine Eingriffe in das Recht der Bürger und der Sowjet-Republiken zur Folge haben. Die örtlichen Behörden haben das Recht, alle notwendigen Maßnahmen für die Gewährleistung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit in diesen Fällen zu ergreifen.» (Art. 5)

Daß in der Auslegung eines atheistischen Staates ein solches Gesetz Tür und Tor für eine Bekämpfung der Religion öffnet

und alles andere als die Gewissensfreiheit garantiert, ist eindeutig. Offenbar mußten jedoch die kommunistischen Machthaber einsehen, daß diese «gesetzlichen» Machenschaften noch nicht genügten, die Religion zum Absterben zu bringen, sondern daß sich vielmehr eine eher rückläufige Bewegung in bezug auf die Religion abzeichnet.

Nur unter diesem Gesichtspunkt ist es zu verstehen, daß der Oberste Sowjet der RSFSR (der größten Unionsrepublik), am 25. Juli 1962 § 227 des Strafgesetzbuches neu faßte und Strafen bis zu fünf Jahren Freiheitsentzug (incl. eventueller Konfiskation des Eigentums) für eine «Tätigkeit, die unter dem Vorwand der Predigt religiöser Glaubenslehren oder der Ausübung religiöser Riten mit Schädigung der Gesundheit von Bürgern oder sonstigen Übergriffen auf die Person oder die Rechte von Bürgern oder mit Anstiftung zur Verweigerung der Teilnahme an gesellschaftlicher Aktivität oder der Erfüllung von Bürgerpflichten verbunden ist», vorsieht. Nach diesem Paragraphen können auch Eltern belangt werden, die ihre Kinder religiös erziehen und religiöse Riten (wie die Taufe) anwenden. Es kann zum Beispiel die Taufe als gesundheitsschädigend wie auch als Eingriff in die Rechte eines Sowjetbürgers interpretiert werden. Gerichtsentscheide der letzten Jahre zeigen das zur Genüge.

Man fragt sich erstaunt, weshalb es eigentlich solcher juristischer Mittel gegen die Religion bedarf, wenn doch die jungen Leute, die kirchlich heiraten oder ihre Kinder taufen lassen, überhaupt nicht an die Religion glauben, sondern dies alles nur ihren alten Eltern zuliebe tun. Die Reporterin Varavka versichert in ihrem Artikel in der Komsomolskaja Pravda (Nr. 132/6. 6. 1963), sie habe mit allen Eltern, deren Kinder in der letzten Zeit in der Stadt Lysva getauft worden waren, gesprochen: «Unter ihnen traf ich nicht einen Gläubigen.» Die «Schuld» lag also offenbar bei den Großeltern. Wie aber hat sich nun ein junger Kommunist einzustellen, zu dessen vornehmsten Tugenden u.a. auch die Achtung vor den Eltern gehört? V. Varavka meint hierzu:

«Selbstverständlich soll man die Eltern ehren. Dies ist Sohnes- und Tochterpflicht. Das ist unsere heilige Schuldigkeit denen gegenüber, die uns aufzogen. Dennoch sind Ehrfurcht und blinde Erfüllung des Willens

der Alten verschiedene Dinge. Dies um so mehr, wenn es um die Religion geht. Doch viele junge Leute, Komsomolzen, werden, indem sie für ihre Überzeugung eintreten, zu Helfershelfern der Kirche. Aber vielleicht haben sie überhaupt keine Gesinnung?»

Anscheinend ist jedoch das Problem nicht damit gelöst, daß man die Schuld den Großeltern in die Schuhe schiebt, vor allem dann nicht, wenn diese die Sündenböcke nur deshalb spielen, damit die Partei den eigenen Kindern nichts anhaben kann! Es wirkt widersprüchlich, wenn im gleichen Artikel einmal die Alten für die religiösen Praktiken der Kinder verantwortlich gemacht werden und zugleich behauptet wird, wo ein sogenannter «Heiratspalast» («mit Tulpenarrangements am Fenster») bestünde, da würde niemand mehr in die Kirche laufen. Zur Erhöhung der Feierlichkeit sollte auch der Photograph für das Brautbild nicht vergessen werden ... Spott und Hohn? Nein, wortwörtliches Zitat aus V. Peschkovs Artikel «Kämpfer oder Abtrünniger».

Die Kirche und ihre Priester sind offenbar im Bewußtsein mancher russischer Menschen ein Symbol der ewigen, absoluten und unwandelbaren Wahrheit geblieben, einer Wahrheit, die mit dem Naturrecht übereinstimmt und nicht wie die utilitaristische Ethik des Marxismus-Leninismus die Menschen und ihre vornehmsten Ideale zu einem Spielball der Doktrin erniedrigt. Die Einführung pseudo-religiöser Riten und Feste enthüllt erst richtig die ganze Schwäche des kommunistischen Systems, versuchen sie doch, ein allgemein menschliches, religiöses Bedürfnis zur Teilhabe am Absoluten in rein äußeren Formen zu erschöpfen. Solche äußere Formen ohne Inhalt aber gleichen einem Kartenhaus – der Zusammenbruch ist auch hier nur eine Frage der Zeit! Am besten ist dies wohl in einem in der Zeitschrift *Naüka i religija* (Wissenschaft und Religion) veröffentlichten offenen Brief des Atheisten E. Spinakin an den abgefallenen Professor der Geistl. Akademie Leningrad Ossipov dargelegt, in welchem Spinakin schrieb: Indem ich «die Entwicklung der Wissenschaft und des theoretischen Denkens verfolgte, kam ich zu der Überzeugung, daß der Atheismus in seiner gegenwärtigen Form keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann; daß er die geistigen Bedürfnisse des Menschen nicht befriedigt und seinen Gefühlen nicht entspricht.»

R. Hotz

Bücher

Haensler Ernst Hermann: Theologie — ein Fremdkörper in der Universität der Gegenwart (Sammlung «Wissen und Wahrheit», Nr. 8): Verlag der Gesellschaft für Wissen und Wahrheit, Bern, 1960. 205 S., brosch. Fr. 14.—.

Halévy Daniel: Charles Péguy. Leben und Werk. Verlag Anton Pustet, München, 1960. 352 S., Leinen DM 18.80.

Haller Michael: Pro mundi vita. Einführung in die Gedankenwelt des internationalen Eucharistischen Kongresses 1960. Verlag J. Pfeiffer, München, 1960. 32 S., 12 Kunstdrucktafeln, brosch. DM 1.—.

Hamman Adalbert: Eucharistische Gebete der frühen Kirche. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1960. 304 S., mit 9 Zeichnungen, Leinen DM 9.80.

Hamman A.: Vies des pères du désert. Collection ICTYS — Lettres Chrétiennes No 4. Editions Bernard Grasset, Paris, 1961. 300 S., brosch.

Hardt Karl: Die Opfer des Kommunismus. Eine kurze Bilanz. Winfried-Werk GmbH, Augsburg, 1959. 70 S., kart. DM 1.40.

Hardt Karl: Wege der Gnade zur Fülle der Wahrheit. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 1959. 206 S., Leinen DM 9.80.

Haus der katholischen Frauen. Lasst uns mit der Kirche für das Konzil beten. Haus der katholischen Frauen, Düsseldorf, 1961. 28 S., brosch. DM —.30.

Heard Gerald: Die Bergpredigt. Die Exerzitienschule der Seligpreisungen. 12. Band Reihe «Lehre und Symbol». Origo-Verlag, Zürich, 1959. 200 S., Leinen.

Henning Rudolf: Der Masstab des Rechts im Rechtsdenken der seines Todes 961 bis 1961. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1961.

Henning Rudolf: Der Masstab des Rechts im Rechtsdenken der Gegenwart. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., 1961. 244 S., kart. DM 19.—, Leinen DM 21.—.

Herrmann Hilde: Schwache Punkte im Glaubensleben. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt, 1961. 132 S., geb. DM 7.80.

Hessen Johannes: Im Ringen um eine zeitnahe Philosophie. Verlag Glock und Lutz, Nürnberg, 1959. 198 S., Leinen DM 12.80.

Hessen Johannes: Wissen und Glauben. Reihe «Glauben und Wissen», Nr. 20. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel, 1959. 48 S., kart. Fr. 3.—.

Heufelder Abt Emmanuel OSB: Der Ruf zur Einheit. Paulus Verlag, Recklinghausen, 1959. 24 S., geheftet DM —.80.

Hiemer Alfons SJ: Das Ave der Beharrlichkeit. Verlag J. Pfeiffer, München, 1954, 3. Auflage. 40 S., brosch. DM —.55.

Hiemer Alfons SJ: Das Brevier der kleinen Leute. Das tägliche Rosenkranzgesetzchen. Verlag J. Pfeiffer, München, 1954, 3. Aufl. 52 S., brosch. DM —.70.

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1964

Redaktion und Administration der «Orientierung»

Autoren des Apologetischen Institutes

- St. Bamberger:* **Studenten und Film**
Fr. 4.80 – Auslieferung: Apolog. Institut, Zürich.
«Die Ergebnisse einer peinlich genauen und auch konfessionell untadeligen Auswertung ...»
(Evang. Pressedienst «Kirche und Film»)
- L. Boros:* **Mysterium mortis—
Der Mensch in der letzten Entscheidung**
Walter-Verlag, Olten, 2. Auflage 1963, Fr. 16.—.
«Wir halten dieses Buch für die bedeutsamste, weil eigenschöpferischste Veröffentlichung katholischer Theologie in diesem Jahr».
(Friedrich Abendroth in «Echo der Zeit»)
- M. Brändle:* **Kirche, Papst, Maria
Ehe, Moral und Volksfrömmigkeit
Bibel, Sakrament und Liturgie
Weltbild und Glaube**
Vier Geschenktaschenbücher aus dem Tyrolia-Verlag, Innsbruck. Erschienen als «Antworten auf Fragen katholischer und evangelischer Christen». Fr./DM 5.80.
«Eine Apologetik neuer Art wird hier geboten, nicht mit ‚schlagender‘ Widerlegung und einseitiger Schönfärberei, sondern mit offenem Blick für die tatsächliche Wirklichkeit».
(«Theologisch-Praktische Quartalschrift», Linz)
- M. v. Galli:* **Zeichen unter den Völkern**
Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, DM 10.80.
«Der Beweis eines neuartigen, kraftvollen Denkens über die Kirche».
(L. Boros in «Orientierung»)
- M. v. Galli/
B. Moosbrugger:* **Das Konzil. Chronik der ersten Session**
Bild und Textbericht. Walter-Verlag, Olten, Fr. 7.50.
«Unter allen bisher erschienenen Schriften über das Konzil nimmt dieses Buch ohne Zweifel den ersten Platz ein».
(W. Seibel in «Stimmen der Zeit»)
- J. Rudin:* **Psychotherapie und Religion.
Seele — Person — Gott**
Walter-Verlag, Olten, Fr. 17.—.
«Soeben habe ich die Lektüre Ihres Buches beendet ... Das ist das nicht hoch genug zu veranschlagende Verdienst Ihrer Arbeit, daß es uns ermöglicht, eine weite Strecke des Weges zusammen zu gehen — wie ich hoffe — zu beidseitigem Nutzen».
(C. G. Jung an den Autor)

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. **Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement.** — Belgien-Luxemburg: bFr. 190.—/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. — Deutschland: DM 15.—/8.—. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

Leonard von Matt
Hans Kühner

Die Päpste

Eine moderne Papstgeschichte in einem Band, die realistisch, ungeschminkt das wahre Gesicht der Päpste in Bild und Wort vermittelt

Objektiv-kritisch wertende Biographien und umfassende Zeittafeln
140 authentische Papstbildnisse nach Fresken, Plastiken, Münzen und Medaillen in hervorragender Wiedergabe

NZN
Buchverlag Zürich

Gesamtumfang 240 Seiten, Fr. 28.—

DOMINIK
THALHAMMER
SJ

Bewältigte Gegenwart

176 Seiten, Pappband mit Glanzfolie Fr. 10.80

Nicht Weltflucht, sondern Bewältigung der Gegenwart in der Bejahung der großen Zeitaufgaben wird heute von uns gefordert.
P. Thalhammer gibt uns hier eine Hilfe, die vielfältigen Probleme der technisierten Gegenwart klar zu erkennen und dadurch zu meistern.

Aus dem Inhalt:
Fortschritt und Jenseitserwartung —
Theologie der Technik —
Der Christ und der Erfolg —
Wie sieht Heiligkeit heute aus? —
Gottverbunden in der Welt —
Zivilisationsaskese — Reifender Glaube —
Das Gespräch mit den anderen —
Die Kunst alt zu werden — Die Politik Gottes —
Von der Annahme seiner selbst.



durch jede Buchhandlung

VERLAG HEROLD - WIEN - MÜNCHEN

Neu in der Tyrolia-Kompendienreihe:

PEDRO MESEGUER SJ
Das Geheimnis der Träume
272 Seiten, Leinen, Fr. 16.—

Nach dem geschichtlichen Überblick «Träume in der Geschichte» führt der Autor im Abschnitt «Träume in der Wissenschaft» zur Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, insbesondere der Lehre S. Freuds. Weiter behandelt er die parapsychologischen Phänomene des telepathischen, prophetischen und mystischen Traumes. — In dem für den Seelsorger besonders wichtigen umfassenden Kapitel «Träume und Seelenführung» werden die Beziehungen zwischen Traum und geistlichem Leben durchleuchtet.

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN